

KULTUR REPORT

Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat

Heft 2025



500 Jahre Bauernkrieg
Chemnitz – Kulturhauptstadt Europas 2025
200 Jahre Klosterberggarten
Holocaust der verfemten Literatur

Chemnitz
Kulturhauptstadt
Europas



chemnitz2025.de

Inhalt

Schwerpunktthema:

Der Bauernkrieg vor 500 Jahren

- 2 Reinhard Junghans: Wer war Thomas Müntzer – und was wurde aus ihm gemacht?
- 7 Thorsten Naeser:
Ein Scheitern, das die Welt veränderte.
Lyndal Roper, „Für die Freiheit. Der Bauernkrieg 1525“
- 9 An den Orten des Geschehens:
Ausstellungen zum Bauernkrieg in Mühlhausen,
Bad Frankenhausen, Halle (Saale)
und im Landkreis Mansfeld-Südharz
- 12 Ulrich Kaufmann: Ein Aufstand, der nicht stattfand.
Volker Brauns Erzählung „Die hellen Haufen“

Chemnitz 2025

- 16 „C the Unseen“:
Chemnitz – Kulturhauptstadt Europas 2025
- 19 Neues Museum in Chemnitz:
Das Schmidt-Rottluff Haus

Gedenken

- 21 Heike Heinrich: 200 Jahre Klosterberggarten –
Jubiläum des ersten Volksgartens Deutschlands
- 24 Burkhard Stenzel: Holocaust der verfeimten
Literatur – Bücherverbrennungen in Thüringen
- 30 Eszter Fontana: Ein Holländer zieht in die Musikstadt
Leipzig – eine Monografie über Paul de Wit
- 33 Eva Chrambach: Melli Beese – Zum Fliegen geboren
- 36 Frank Seiß: Stand da ein Lindenbaum?
Wie Allendorf zu seinem Brunnen vor dem Tore kam

Bildende Kunst

- 40 Peter Art: Wiedergewinn statt Verleugnung –
Baubezogene Kunst von Otto Kayser
- 43 Ulrich Kaufmann: Kein Friedrich in Goethes Arbeits-
zimmer – zur Ausstellung „Caspar David Friedrich,
Goethe und die Romantik in Weimar“

Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat

- 46 In eigener Sache: Ausschreibung Herausgeberschaft
des Mitteldeutschen Jahrbuchs für Kultur und
Geschichte
- 47 Jahrestagung 2025 /
Aufruf zur Mitarbeit am Kultur Report
- 48 Spendenaufruf, Impressum, Autoren

Titel:

Wolfgang Resch (Formschneider), Johann Stuchs (Drucker):

Bamberger Burgenbuch / Conterfei etlicher Kriegshandlungen von 1523 bis in das 1527 Jar, nach 1527,
Staatsbibliothek Bamberg, Sign. RB.H.bell.f.1, S. 68, Foto: Gerald Raab.



Schützenkette, um 1500,
Zweckverband Mühlhäuser Museen,
Inv.-Nr. IV/1250

Foto: Alexander Hartleib / Mühlhäuser
Museen, siehe Beitrag ab S. 9.

Wer war Thomas Müntzer – und was wurde aus ihm gemacht?

An Thomas Müntzer schieden sich schon zu seinen Lebenszeiten die Geister. Es gab die Befürworter, zu denen anfangs auch Martin Luther (1483–1546) zählte. Die reformatorischen Bestrebungen von Müntzer wurden durchaus wohlwollend betrachtet. Seine Geisttheologie und seine apokalyptischen Visionen ließen jedoch kritische Stimmen aufkommen. Endgültig zu scharfer Kritik an seiner Theologie und seinem Verhalten führte seine Rolle in der Schlacht bei Frankenhausen.

Wenn man später jemanden aus der Gesellschaft ausschließen wollte, erklärte man diese Person zu einem Müntzerianer. Dabei spielte es kaum eine Rolle, ob sie wirklich auf Gedanken von Thomas Müntzer zurückgriff. Dann wurde sie zu einer rechtlosen und unerwünschten Person gemacht. Mit der Bauernkriegsdarstellung (1850) von Friedrich Engels (1820–1895) begann eine Neubewertung von Thomas Müntzer. Nun erst wurden revolutionäre Bewegungen in der Gegenwart als elementar wichtig für positive Veränderungen in der Gesellschaft angesehen. Das sich daraus entwickelnde Bild vom revolutionären Bauernkriegsführer prägt bis heute in weiten Kreisen der Öffentlichkeit das Bild von Thomas Müntzer. Die Bauernkriegsdarstellung von Engels wurde sehr häufig bis in die Gegenwart aufgelegt und erfuhr viele Übersetzungen. Wer war Thomas Müntzer wirklich?

Biografie

Das erste verifizierbare Datum aus dem Leben von Thomas Müntzer ist die Immatrikulation im Jahre 1506 an der Universität in Leipzig. Daraus wird, wenn man das übliche Alter der damaligen Studienanfänger zugrunde legt, das Geburtsjahr von etwa 1489 geschlussfolgert. Thomas Müntzer wurde in Stollberg im Harz geboren. Sein Studium setzte er später in Frankfurt an der Oder fort. Bei seinen Studien erlangte er eine gute Bibelkenntnis, kam mit humanistischen Gedanken in Berührung und erlernte die Beherrschung der lateinischen Sprache.

Im Jahre 1513 wurde Thomas Müntzer in der Diözese Halberstadt zum Priester geweiht. In den folgenden Jahren wirkte er an verschiedenen Orten und begegnete auch Martin Luther in Wittenberg. Im Mai 1520 begann er vertretungsweise in Zwickau und konnte sich dann an der Katharinenkirche etablieren. Es entwickelte sich über Nikolaus Storch (vor 1500 bis nach 1536) eine enge Beziehung zu den Zwickauer Propheten. Sie vertraten einen radikalen Biblizismus, der sich gegen geistliche und weltliche Autoritäten wandte. Spiritua-

listische Gedanken spielten eine besondere Rolle. Infolgedessen verloren die Autorität der Kirche sowie die altgläubige und reformatorische Bibelauslegung an Vertrauen und Wert.

Die Zwickauer Propheten mussten im Jahre 1521 Zwickau verlassen und kamen nach Wittenberg, wo Martin Luther sie in seinen berühmten Invokavitpredigten 1522 in die Grenzen wies. Thomas Müntzer ging jedoch nach Böhmen und verfasste das sogenannte Prager Manifest (1521).

Nach verschiedenen Stationen zog er zu Ostern 1523 nach Allstedt. Hier heiratete er Ottilie von Gersen (vor 1505 bis nach 1525). Das Paar bekam alsbald einen Sohn. Hervorzuheben sind für die Zeit in Allstedt zwei Veröffentlichungen: die Ordnung der Wochengottesdienste im „Deutschen Kirchenamt“ (1523) und seine Übersetzung der lateinischen Messe ins Deutsche in der Schrift „Deutsch-evangelische Messe“ (1524). Im heutigen Evangelischen Gesangbuch befindet sich unter der Nummer 3 ein von Müntzer übertragener Hymnus aus dem Lateinischen.

Die Zerstörung der Mallerbacher Kapelle unweit von Allstedt wurde von der Obrigkeit im Zusammenhang mit der Theologie Müntzers gesehen. So kam es unter anderem zu der sogenannten Fürstenpredigt am 13. Juli 1524 auf dem Allstedter Schloss.



Büste des Thomas Müntzer,
Foto: Alexander Hartleib, Mühlhäuser Museen.

In dieser Predigt versuchte Müntzer in der Auslegung des biblischen Buchs Daniel Kapitel 2 die Fürsten dazu zu bewegen, das Reich Gottes unter Führung der Auserwählten aufzubauen.

Als die Täter bestraft werden sollten, floh Müntzer in der Nacht vom 7. zum 8. August 1524 in die reichsfreie Stadt Mühlhausen. Er verbündete sich dort mit dem ehemaligen Zisterziensermönch Heinrich Pfeiffer (vor 1500 bis 1525). Beide veröffentlichten die elf Artikel, die eine an der Bibel orientierte Stadtordnung festlegten. Infolge des Widerstands der Bauern wurden diese Artikel nicht umgesetzt, und Müntzer wurde am 26. September 1524 ausgewiesen.

Daraufhin reiste er nach Süddeutschland. Er war in Nürnberg, da dort zwei seiner Schriften veröffentlicht und alsbald verboten wurden. Auf seiner Reise traf er sich mit Johannes Oekolampad (1482–1531), Reformator aus Basel. Vermutlich begegnete er auch Züricher Täufern. Die Ereignisse jener Zeit bewogen Müntzer dazu, die allgemeine Lage als Endzeit im biblischen Sinne zu deuten.

Nachdem Heinrich Pfeiffer wieder in Mühlhausen Fuß fasste, kam auch Müntzer im Februar 1525 zurück. Es wurde ein „Ewiger Rat“ mit Gefolgsleuten von Pfeiffer und Müntzer gewählt. Der Mühlhäuser Bauernhaufen nahm eine von Müntzer gestaltete Fahne mit, unter der sich diejenigen versammeln sollten, die beim Wort Gottes bleiben wollen. Auf der weißen Fahne, bemalt mit einem Regenbogen, konnte man die Worte „Verbum Domini manet in aeternum“ („Das Wort Gottes währet ewiglich“) lesen. Im Mai führte Müntzer eine Gruppe von 300 Bauern an und forderte weitere Bauern auf, sich anzuschließen. Dieses Vorhaben gelang nur bedingt. Dazu schrieb er unter anderem Briefe. Den Brief an den Allstedter Bund vom 26. April 1526 unterzeichnete er mit „Thomas Müntzer, eyn knecht Gottes widder die gottlosen“.

Am 15. Mai 1525 verschärfte sich der Konflikt bei Frankenhausen. Die verschiedenen Bauernheere kamen dort zusammen. Müntzer gelang es, die Führung zu ergreifen. Jedoch umzingelten die Fürstenheere von Philipp von Hessen (1504–1567), Georg dem Bärtigen (1471–1539) und Heinrich von Braunschweig (1489–1568) die Bauern bei Frankenhausen. Sie forderten die Auslieferung Müntzers innerhalb einer Frist. Müntzer hielt daraufhin eine Rede und verwies dabei auf eine Haloerscheinung am Himmel und auf den Regenbogen der Bauernfahne. Dabei entwickelte er ein apokalyptisches Szenario vom Eingreifen Gottes. Als die Frist der Auslieferung verstrichen war, überfielen die Fürsten die Bauern und metzelten sie sinnlos nieder.

Während der Schlacht von Frankenhausen gelang es Müntzer, in den Ort zu fliehen. Er mimte einen alten, kranken Mann. Jedoch verriet ihn sein Briefsack im Zimmer. Thomas Müntzer wurde mit Heinrich Pfeiffer am 27. Mai 1525 vor den Toren von Mühlhausen hingerichtet. Das unter der Folter erpresste „Bekenntnis“ gibt nur bedingt Müntzers Gedanken wieder. So ist das dort erwähnte „omnia sunt communia“ (Gütergemeinschaft) nur an dieser Stelle in den Schriften Müntzers zu finden. Auch der „Widerruf“ gibt vor allem die Sicht wieder, wie die Verhörenden Müntzer verstanden haben.

Rezeption

Die Lutherschrift „Eine schreckliche Geschichte und Gericht Gottes über Thomas Müntzer“ und die Schrift von Philipp Melanchthon (1497–1560) „Historie Thomas Müntzer“ werden über Jahrhunderte das Bild von Thomas Müntzer prägen. In diesen Schriften wird er als Aufrührer gegen die Ordnung Gottes und die Obrigkeit stigmatisiert. Mit dieser Stigmatisierung kann keinesfalls der ganze Müntzer angemessen beschrieben werden. Sein ehrliches Ringen hingegen, wie die Zeichen der Zeit angemessen zu verstehen sind, sollte man ihm auf jeden Fall zuerkennen. Dass er sich in diesem Ringen allerdings sehr einseitig für die Inspiration aus dem Heiligen Geist und für die Apokalyptik entschied, wird man hinterfragen müssen. Seine Einschätzung, die Umwälzungen durch die Reformation und den Bauernkrieg als endzeitliches Geschehen im biblischen Sinne zu deuten, teilte er durchaus mit etlichen anderen Zeitgenossen, die jedoch daraus andere Schlussfolgerungen zogen.

Immerhin vermochte es der pietistische Theologe Gottfried Arnold (1666–1714), der auch in Allstedt wirkte, in seiner „Unparteyischen Kirchen- und Ketzerhistorie“ (1700) Müntzer dessen berechnete Kritik am Machtmissbrauch der weltlichen und geistlichen Obrigkeit zuzugestehen. Den gewaltsamen Weg von Müntzer lehnte Arnold jedoch kategorisch ab.

Friedrich Engels änderte sein kritisches Urteil über Thomas Müntzer nach der Lektüre der von 1841 bis 1843 erschienen Bauernkriegsdarstellung des schwäbischen Pfarrers Wilhelm Zimmermann (1807–1878). In seine Darstellung ließ Engels die revolutionäre Stimmung jener Zeit einfließen und deutete die (apokalyptische) Theologie Müntzers recht rationalistisch im Sinne säkularer Veränderungen der bestehenden Gesellschaftsordnung.

Als einzige Quelle teilte Engels für seine Darstellung das Zimmermannsche Werk mit. Wenn also Zimmermann schreibt, der Mensch erhält bei der inneren Offenbarung durch den Heiligen Geist die Vernunft, so ist es für Engels nur noch ein kleiner Schritt zu sagen, bei Müntzer entspräche der Heilige Geist der Vernunft. Überhaupt ist für Engels die Theologie Müntzers nur der „Deckmantel“, unter dem Müntzer seine revolutionären Ideen verbreitet. Mit dieser Konstruktion war es möglich geworden, Müntzer als einen Revolutionär herauszustellen, der den Kommunismus „streift“, weil er eine klassenlose Gesellschaftsordnung angestrebt habe.

Nach dem Ersten Weltkrieg (1921, 2. Auflage 1960) entwarf der marxistische Philosoph Ernst Bloch (1885–1977) ein Müntzer-Bild, mit Hilfe dessen er seine Zeit interpretieren wollte. Dieses Müntzer-Bild vom „Theologen der Revolution“ wurde jedoch von den Kommunisten nur kritisch beurteilt. Dagegen rezipierten es vor allem die sozial engagierten Intellektuellen, die sich keineswegs als Kommunisten verstanden. Besonders griffen sie das von Bloch herausgestellte Mitleid Müntzers mit den Armen auf. Bloch erweiterte in seiner philosophischen Grundkonzeption den ökonomischen Marxismus um eine religiöse, chiliastische Dimension.

Vordergründig kritisierten 1922 und 1923 die beiden evangelischen Kirchenhistoriker Karl Holl (1866–1926) und Heinrich Boehmer (1869–1927) den historischen Informationsgehalt bei Bloch zu Müntzer zurecht. Ihr eigentliches Problem waren jedoch die mit der Darstellung von Bloch verbundenen politischen Konsequenzen einer kommunistischen Gesellschaft, wie er sie verstand. Ihre Kritik traf Blochs philosophische Grundintention nicht. Interessanterweise legten die Kirchenhistoriker mit ihren Arbeiten den Grundstein für die moderne Müntzer-Forschung, indem sie die Theologie Müntzers in besonderer Weise ernstnahmen. In der ideologisch geprägten kommunistischen Müntzer-Rezeption wird die Theologie Müntzers noch viele Jahrzehnte keine nennenswerte Rolle spielen.

Am 5. Oktober 1952 fand im Museum für Deutsche Geschichte in Berlin eine Diskussion infolge einer Eingabe des Kunsthistorikers Hermann Weidhaas (1903–1978) statt. Es ging um die Gestaltung des Abschnitts zu Martin Luther im Museum. In dieser Diskussion setzte sich die ideologische Linie des Direktors Alfred Meusel (1896–1960) durch, die den gesamten Luther an dessen Verhalten im Bauernkrieg bewertete. Nur Luthers Bedeutung für die deutsche Sprachentwicklung konnte Meusel akzeptieren. Damit waren die Weichen für

das Jahrzehnte lang geltende offizielle Müntzer-Bild der DDR gestellt.

Dieses Müntzer-Bild war durch eine antikirchliche Polemik gekennzeichnet. Der zum Teil katastrophale historische



Numisbrief
aus dem Jahr 1989.

Informationsgehalt der dieser Linie folgenden Veröffentlichungen forderte vor allem die evangelischen Kirchenhistoriker heraus, mit Hilfe der Quellen diese Konzeption scharf zu kritisieren. Hier sind unter anderen Franz Lau (1907–1973) und Walter Elliger (1903–1985) zu nennen.

Mit Hilfe des Bildungswesens der DDR wurde das revolutionäre, (kommunistische) Müntzer-Bild weit verbreitet, begünstigt durch ein in der DDR einheitliches Geschichtslehrbuch. Darin wurde der Gegensatz zu dem antirevolutionären Luther hervorgehoben, der laut DDR-Lehrmeinung nicht bereit gewesen war, gegen die Feudalherren mit Waffengewalt zu kämpfen. Dieser Vorwurf wurde auch auf die Kirche in der DDR ausgeweitet. Lediglich Luthers Bedeutung für die deutsche Sprache wurde in allen Ausgaben positiv erwähnt.

Neben dem offiziellen Müntzer-Bild in der DDR existierte auch eine marxistische Forschungsrichtung, die sowohl auf korrekte Daten und Fakten achtete als auch auf die politisch-ideologische Meinungsbildung. Einer der wichtigsten Vertreter dieser Richtung war der marxistische Historiker Max Steinmetz (1912–1990), der 1971 seine erweiterte Habilitation „Das Müntzerbild von Martin Luther bis Friedrich Engels“ veröffentlichte. Die Ergebnisse dieser Forschungsrichtung konnten nur in wissenschaftlichen Publikationsorganen veröffentlicht werden, insofern sie nicht dem offiziellen Müntzer-Bild ausdrücklich widersprachen.

Zum 450. Bauernkriegsjubiläum im Jahre 1975 erschien die „Illustrierte Geschichte der deutschen frühbürgerlichen Revolution“ (1974), verfasst von Adolf Laube (*1934), Max Steinmetz und Günter Vogler (1933–2025). Die Autoren orientierten sich stärker an historisch Nachweisbarem als an Hypothetischem im Vergleich zu den vorausgehenden marxistischen Veröffentlichungen. Sie ließen die theologischen Konturen des revolutionären Müntzers deutlicher als zuvor hervortreten.

Im Januar 1988 wurden in der DDR die „Thesen über Thomas Müntzer: zum 500. Geburtstag“ präsentiert, die eine interdisziplinäre Arbeitsgruppe marxistischer Wissenschaftler unter Leitung von Adolf Laube ausgearbeitet hatte. In diesen Thesen ist die Spannung zwischen historischer Wahrheitsfindung im Hauptteil und gegenwartsbezogener Geschichtskonstruktion in der Einleitung und im Schlussteil unverkennbar.

Auf der zweiten Tagung des staatlichen Müntzer-Komitees am 19. Januar 1989 stellte Erich Honecker das Thema „Frieden“ in den Vordergrund seiner Ausführungen. Auf Müntzer ging er kaum ein. Er verteidigte den Bau des „antifaschistischen Schutzwalls“ als Antwort auf die Kritik an den Menschenrechtsverletzungen in der DDR. Die entsprechende Behauptung dazu lief in der verkürzten Fassung „Die Mauer wird noch 50 bis 100 Jahre bestehen bleiben“ durch die Medien. Damals hätte niemand geglaubt, dass diese Aussage schon weniger als 300 Tage später gegenstandslos werden würde. Weitere Tagungen des Müntzer-Komitees wurden von den DDR-Politikern vor allem zur aktuell politischen Propaganda genutzt.



Numisbrief
aus dem Jahr 1989.

Als eine der großen bleibenden Leistungen des Müntzer-Jahrs 1989 kann das Sammelwerk „Der Theologe Thomas Müntzer“ betrachtet werden, das von Siegfried Bräuer (1930–2018) und Helmar Junghans (1931–2010) herausgegeben wurde. In diesem Werk werden die theologischen Anschauungen Müntzers umfassend dargestellt. Daran beteiligten sich Kirchenhistoriker, Profanhistoriker und marxistische Historiker aus dem In- und Ausland. Es brauchte noch einige Jahre, bis das erschlossene Detailwissen zu Thomas Müntzer in einer neuen Edition seiner Werke einfluss. So erschien die dreibändige Werkausgabe bei der Evangelischen Verlagsanstalt in Leipzig in den Jahren 2004 bis 2017. Der Kirchenhistoriker Siegfried Bräuer und der Profanhistoriker Günter Vogler veröffentlichten als ausgewiesene Müntzer-Kenner die Forschungsergebnisse jener Jahre in einer Biografie, die zuerst 2016 erschien und im Jahre 2024 einen Sonderdruck erlebte. Am Schluss wird Thomas Müntzer als „ein mutiger Streiter für eine radikale Reformation“ gesehen, dessen Lehren und Visionen mit seinem Tod nicht abgegolten sind. Die jüngste Dissertation zu Thomas Müntzer veröffentlichte Jürgen Elberskirch (*1984) unter dem Titel „Geist und Schrift bei Thomas Müntzer“ (2025). Das 500-jährige Bauernkriegsgedenken 2025 veranlasst viele Institutionen, sich mit der Vielseitigkeit jenes Ereignisses auseinanderzusetzen.

Als Ergebnis des konstruktiven Dialogs zwischen marxistischen Historikern und Kirchenhistorikern kann Folgendes festgehalten werden: Die vorhandenen Meinungsverschiedenheiten zu Müntzer sind weniger weltanschaulich, sondern eher durch eine unterschiedliche Gewichtung der vorhandenen Quellen und Methoden bedingt. Die marxistischen Forscher nahmen aus diesem Dialog eine stärkere Berücksichtigung der Theologie für gesellschaftliche Prozesse mit. Auch die Theologen und die evangelische Kirche, für die die soziale Frage eine immer größere Bedeutung erhält, lernten aus diesem Dialog, die soziale Seite von theologischen und geschichtlichen Phänomenen in der Geschichte stärker in den Blick zu nehmen. Aber dabei ist Müntzer im 16. Jahrhundert zu belassen und nicht als große soziale Symbolfigur aufzubauen. Für gegenwärtige Fragen hat er doch zu wenig Substanz zu bieten, da er Probleme zu schnell in ein Schwarz-Weiß-Raster presste.

Thomas Müntzer nahm den Heiligen Geist als Offenbarungsquelle für Glaubenserfahrungen sehr ernst. Aus diesen Glaubenserfahrungen heraus kritisierte er die Obrigkeit, weil sie zu wenig für die religiöse Entwicklung der einfachen Menschen tat. Daraus ergab sich auch eine Sozialkritik an den Verhältnissen, weil sich die Menschen in ihrer Not zu wenig Zeit für Glaubensfragen nehmen konnten, um ihren Lebenssinn vor Gott zu entdecken. Diese Anliegen Müntzers in ein angemessenes Maß gesetzt, können sowohl vor einer einseitig obrigkeitstreuen Glaubenswahrnehmung bewahren als auch zu einer sinnvollen Beachtung des Heiligen Geistes bei der Auslegung der Bibel führen.

Reinhard Junghans

Literatur:

- Junghans, Reinhard: Geschichte als Argumentationsfeld für die Gegenwart. Leipzig 2018.
Junghans, Reinhard: Thomas-Müntzer-Rezeption während des „Dritten Reiches“. Frankfurt am Main 1990.
Müntzer, Thomas: Briefwechsel/ Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Bearb. von Siegfried Bräuer und Manfred Kobuch. Leipzig 2010 (Thomas-Müntzer-Ausgabe; 2).
Müntzer, Thomas: Schriften, Manuskripte und Notizen/ hrsg. von Armin Kohnle und Eike Wolgast. Leipzig 2017 (Thomas-Müntzer-Ausgabe; 1).
Quellen zu Thomas Müntzer/ Sächsische Akademie der Wissenschaften. Bearb. von Wieland Held und Siegfried Hoyer. Leipzig 2004 (Thomas-Müntzer-Ausgabe; 3).
Der Theologe Thomas Müntzer: Untersuchungen zu seiner Entwicklung und Lehre/ hrsg. von Siegfried Bräuer und Helmar Junghans. Berlin; Göttingen 1989.
Thomas Müntzer: neu Ordnung machen in der Welt: eine Biographie: 500 Jahre Bauernkrieg/ Siegfried Bräuer, Günter Vogler. Gütersloh 2016; Sonderausgabe 2024.

Ein Scheitern, das die Welt veränderte

Auch wenn er scheiterte: Der Bauernaufstand im 16. Jahrhundert gehört zu den prägenden Ereignissen deutscher und europäischer Geschichte. Das belegt Lyndal Roper.

Alles begann mit Schnecken, darüber sind sich die Zeitgenossen einig. Zur Erntezeit 1524 befahl die Landgräfin von Lupfen ihren Leibeigenen, Schneckenhäuser zu sammeln, damit die Hofdamen ihr Garn darauf wickeln konnten. Allein der Irrsinn dieser Forderung spricht Bände über die Gleichgültigkeit der Grundherren gegenüber der bäuerlichen Bevölkerung zu Beginn des 16. Jahrhunderts.

Misstände dieser Art häuften sich, und der daraus entstandene Unmut brachte das Fass schließlich zum Überlaufen. Wie ein Strohfeuer verbreitete sich der unter den Bauern ohnehin schon lodernde Revolutions-

gedanke, bald brannte es an vielen Orten. Bauern hörten auf zu arbeiten, begannen Rechtsstreitigkeiten mit den Grundherren, bildeten sogenannte Haufen und schufen sich Fahnen. So schildert Lyndal Roper den Beginn des Bauernkriegs gegen Ende des Jahres 1524 mitten in Europa.

In der Schwarzwaldregion und in der Schweiz hatten sich im Februar 1525 bereits 8.000 Bauern versammelt, die sich Anfang März zu einem Bund zusammenschlossen. Die Gewaltbereitschaft nahm zu. Klöster und Abteien wurden von Bauern überfallen, der Aufstand schwappte in die Städte. Die Gewalt gipfelte im April 1525 in der sogenannten Weinsberger Bluttat, dem Angriff auf die Burg und Stadt Weinsberg. Er sollte den Kriegsverlauf massiv beeinflussen.

Über den Bauernkrieg zu schreiben, fühle sich an, als entwirrte man einen endlosen Strang von Einzelgeschichten, von denen jede danach schreie, erzählt zu werden, berichtet Lyndal Roper. In der Tat: Der Bauernkrieg spielte sich an zahlreichen Orten ab. Viele hatten ihre eigenen Protagonisten. Die einen setzten auf Verhandlungen, die anderen auf pure Gewalt bei der Durchsetzung ihrer Forderungen, die sie in zwölf Artikeln festgehalten hatten.



Cover des 2024 erschienenen Buches.

Roper erörtert die Ursachen des Aufstands, die nicht nur in der Unfreiheit der Bauern zu suchen seien, sondern auch in der Gedankenwelt der damaligen Zeit. So erläutert sie, wie Luthers Thesen den Konflikt anheizten, denn die Botschaften des Reformators waren nicht nur theologischer Art. Er übernahm auch Inhalte und Ideen aus sozialer und politischer Kritik, die auf den Reichstagen geäußert wurde. Schnell verbreiteten sich Luthers Ansichten im ganzen Reich und veränderten auch die öffentliche Wahrnehmung der Bauern. Kurz zuvor noch vor allem als Bedrohung eingestuft, verkörperten sie in den frühen zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts nun gleichermaßen Unschuld und Rechtsschaffenheit. Gleichzeitig verloren Mönche und Nonnen an Ansehen, sie wurden immer öfter mit der Anhäufung von Macht und Reichtum assoziiert. Durch den Bauernkrieg bekam das gesamte soziale Gefüge Risse – und zwar in geradezu rasantem Tempo. Hierarchien, die natürlich erschienen, bröckelten. Mächtige Herrscher fragten sich, ob Gott sie für ihren Stolz bestrafen und die Bauern gewinnen lassen wolle, schreibt Roper. Doch es sollte anders kommen.

Lyndal Roper: Für die Freiheit. Der Bauernkrieg 1525. Frankfurt am Main 2024.

Prof. Dr. Lyndal Roper ist eine australische Historikerin, die seit 2011 als erste Frau als Regius-Professorin für Geschichte an der Universität Oxford lehrt. In ihrer o. g. Publikation veröffentlicht sie auch die „Memminger Zwölf Artikel“, in denen die Bauern ihre Forderungen formulierten.

Einen Auszug aus Artikel 3 stellt sie ihrem Buch als Widmung voran:

„(...) dass uns Christus mit dem Vergießen all seines kostbaren Bluts erlöst und freigekauft hat, und zwar den Hirten gleichermaßen wie den Höchsten, niemand ausgenommen. Deshalb ergibt sich aus der Schrift, dass wir frei sind und sein wollen.“

Aufstand für eine Vision

Im Frühjahr 1525 hatten die Bauern drei hitzige Monate lang die Kontrolle über ein Gebiet, das große Teile des heutigen Deutschlands umfasste. Doch die sollte nicht lange Bestand haben. Letztlich unterlagen die Aufständischen, weil ihnen die militärische Übung und die Reiterei ihrer Gegner fehlten. Der Aufstand scheiterte an seinem Ziel, eine Gesellschaft gemäß dem Evangelium zu formen. Der Tod so vieler Menschen führte schließlich kaum zu mehr Freiheit: Die Leibeigenschaft blieb, der Zehnt musste weiterhin bezahlt werden. Mit der Niederlage der Bauern ging auch die Vision einer neuen Gesellschaft verloren, bedauert Roper. Diese Vision war aus einer Theologie der Schöpfung entstanden, in der Beziehungen zwischen Menschen auf Redlichkeit beruhten, nicht auf Gier und Geiz.

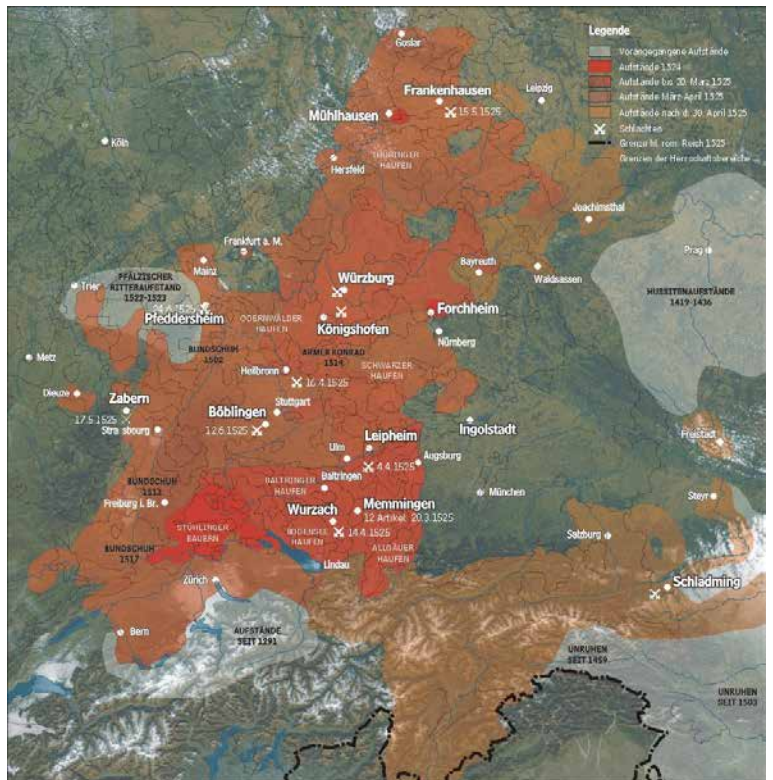
Roper ordnet den Bauernkrieg auch in den historischen Kontext ein und diskutiert dessen

Auswirkungen auf die weitere Entwicklung des Heiligen Römischen Reichs – denn trotz der Niederlage der Bauern hatte der Krieg weitreichende Folgen. So wischten die Aufständischen Wallfahrtsorte und Klöster von der Landkarte. Und vielleicht am wichtigsten: Sie stießen den Prozess der Säkularisation an, den später die protestantischen Herrscher vollenden sollten.

Und noch heute stehen wir vor vielen Fragen, die damals relevant waren, schließt Roper ihre Ausführungen: Wem gehören die natürlichen Ressourcen? Wer kontrolliert die Energiequellen? Wie bestellen wir unser Land nachhaltig? Alles Fragen, die bis heute nichts an Aktualität und Konfliktpotenzial eingebüßt haben.

Ropers Buch über den Bauernkrieg ist facettenreich. Es beleuchtet viele Aspekte und Ereignisse, die den knapp zwei Jahre dauernden Aufstand prägten. Man erhält einen guten Überblick über die extrem ungleichgewichtigen sozialen Verhältnisse und Geschehnisse, die den Unmut der Bauern als geradezu notwendig erscheinen lassen. Und schließlich ermöglicht das Buch seinen Lesern, die historischen Ereignisse in den Geist der damaligen Zeit einzuordnen. Kartenmaterial und zahlreiche zeitgenössische Schwarz-Weiß-Abbildungen tragen ebenfalls zum Verständnis bei. So wird das Buch zu einer informativen Lektüre für alle, die sich mit dieser wichtigen Phase deutscher Geschichte beschäftigen möchten.

Thorsten Naeser



Darstellung der Ereignisse des Deutschen Bauernkriegs zwischen 1523 und 1525. Quelle: Sansculotte, Wikipedia.

Weitere Lektüreempfehlung:

Gerd Schwerhoff: Der Bauernkrieg. Eine wilde Handlung, München 2024.

In seiner Rezension schreibt Jens Schöne:

„Mit seinem Buch zeigt der Autor schließlich, dass der Bauernkrieg keineswegs ein ‚erkalteter Erinnerungsort der deutschen Geschichte‘ (S. 594) ist. Bei der Lektüre fällt neben allen Unterschieden nämlich Folgendes auf: Hintergründe, Entscheidungsprozesse und Erscheinungsformen ländlichen Aufbegehrens blieben über die Jahrhunderte überraschend stabil. Immer wieder fühlte ich mich an den bis heute stark unterschätzten Anteil der Landbevölkerung am DDR-Volksaufstand vom Juni 1953 erinnert – auch er mehr ‚wilde Handlung‘ als exakt geplantes Vorgehen. Eindringlich schildert Gerd Schwerhoff etwa die Ereignisse von 1525 in der Thüringischen Stadt Mühlhausen. Im Jahr 1953 war sie erneut Zentrum bäuerlichen Widerstandes und die örtlichen Funktionäre bemerkten, ja fürchteten die Parallelen zwischen beiden Zeitebenen auf eindringliche Weise. Wenn es ein Buch schafft, sein Thema nicht nur überzeugend darzustellen, sondern selbiges auch in die Gegenwart zu holen, so darf man es unbedingt empfehlen. Warum nicht den Blickwinkel weiten und voneinander lernen? Das könnte höchst fruchtbar sein, sowohl mit Bezug auf den Bauernkrieg als auch auf die DDR-Geschichte.“

Quelle: <https://www.bundesstiftung-aufarbeitung.de/de/lesetipp/der-bauernkrieg> (19.06.2025)

An den Orten des Geschehens

Mühlhausen: „freihey 1525 – 500 Jahre Bauernkrieg“

Die Thüringer Landesausstellung 2025 „freihey 1525 – 500 Jahre Bauernkrieg“ beleuchtet die Ereignisse rund um den Deutschen Bauernkrieg und die damit verbundenen Umbrüche. In den einzelnen Ausstellungen werden neue Perspektiven auf die sozialen, politischen und kulturellen Entwicklungen dieser Zeit vermittelt. Im Mittelpunkt steht dabei der Kampf für Gerechtigkeit und Freiheitsrechte, damals wie heute.

Mit einem Festakt in der Divi-Blasii-Kirche in Mühlhausen wurde die Thüringer Landesausstellung „freihey 1525 – 500 Jahre Bauernkrieg“ am 25. April 2025 eröffnet. Die Schau beleuchtet die Ursachen, Ereignisse und Folgen des Bauernkriegs und dessen Bedeutung für unsere Gesellschaft. Bis zum 19. Oktober 2025 sind in Mühlhausen über 400 Exponate aus 80 nationalen und internationalen Sammlungen auf 1.500 Quadratmetern zu sehen. Die Ausstellung wird durch die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien, den Freistaat Thüringen und die Stadtwerke Mühlhausen gefördert. Sie stellt aus der Perspektive unterschiedlicher Akteure das Geschehen von 1525 dar. So kommen Aufständische, Vertreter des Adels und der Kirche zu Wort.

Zu den Höhepunkten der Ausstellung gehören eine lebensgroße Waffenphalanx, das angebliche Runenschwert von Thomas Müntzer, die eiserne Hand des Götz von Berlichingen sowie Skulpturen von Tilman Riemenschneider. Eine Vielzahl originaler Waffen der Zeit um 1525 und archäologische Zeugnisse des ländlichen Lebens zeugen von den Ereignissen dieser bewegten Epoche. Zahlreiche interaktive Stationen und ein umfassendes Begleitprogramm laden zum Entdecken ein.



Eiserne Hand des Götz von Berlichingen (Replik), 20. Jahrhundert, Freiherrlich von Berlichingen'sches Archiv, o. Inv., Foto: Willi Pfitzinger, Rothenburg.

Drei Standorte – Drei Perspektiven

Am authentischen Ort der Geschehnisse in Thüringen visualisiert die Ausstellung der Mühlhäuser Museen die wichtige Etappe der gesamtdeutschen Demokratiegeschichte. Die Schau widmet sich den zentralen Brennpunkten der Aufstände und beleuchtet dabei bekannte und weniger bekannte Protagonisten.

Der Ausstellungsteil im **Museum St. Marien | Müntzergedenkstätte** widmet sich der ländlichen Gesellschaft zu Beginn des 16. Jahrhunderts. Dort können die Besucher die historische, bäuerliche Lebenswelt, deren rechtliche Rahmenbedingungen sowie auftretende gesellschaftliche Konflikte erfahren.

Museum St. Marien, Müntzergedenkstätte, Bei der Marienkirche, 99974 Mühlhausen/Thür., Tel. 03601-85 660

Im **Bauernkriegsmuseum Kornmarktkirche** stehen die Geschehnisse und Umstände des Bauernkriegs der Jahre 1524 und 1525 im Fokus. Ausgehend von den Umbrüchen dieser Zeit werden die Besucher mit den Zeitzeugen der Ereignisse bekannt gemacht. Dabei entsteht ein breites Panorama der vielschichtigen, mitunter auch widersprüchlichen Vorgänge, deren Deutung bis heute umstritten ist.

Bauernkriegsmuseum Kornmarktkirche, Kornmarkt, 99974 Mühlhausen/Thür., Tel. 03601-85 660

Die Ausstellung im **Kulturhistorischen Museum** wendet sich der Deutung und Rezeption des Bauernkriegs seit dem 16. Jahrhundert zu und endet schließlich in der Gegenwart. Zentral ist hierbei die Vermengung von Erinnerung, konfessioneller oder politischer Instrumentalisierung und künstlerischer Interpretation.

Kulturhistorisches Museum, Kristanplatz 7, 99974 Mühlhausen/Thür., Tel. 03601-85 660

Ausstellungsdauer: bis 17. August 2025, Öffnungszeiten: Di–So, 10–17 Uhr, www.mhl-museen.de

Bad Frankenhausen: „Der Welt Lauf – freihey 1525“

Über der Stadt Bad Frankenhausen thront mit dem **Panorama Museum** ein zylindrisches Bauwerk, das ein beeindruckendes Gemälde von 14 Metern Höhe und 123 Metern Umfang birgt: das Panoramabild „Frühbürgerliche Revolution in Deutschland“, ausgeführt von Werner Tübke (1929–2004) in Öl auf Leinwand von 1983 bis 1987. Das 1.722 Quadratmeter große Monumentalgemälde zählt mit über 3.000 Einzelfiguren zu den größten und figurenreichsten Gemälden der neueren Kunstgeschichte und bietet ein lebhaftes Zeitpanorama des 16. Jahrhunderts. Im Rahmen der Landesausstellung 2025 werden dem zentralen Panoramabild die historischen Vorbilder Tübkes im Original zur Seite gestellt und in die Epoche von Humanismus, Renaissance und Reformation eingebettet.

Ausstellungsdauer bis 17. August 2025, Öffnungszeiten: Di–So, 10–17 Uhr, www.panorama-museum.de

Panorama Museum, Am Schlachtberg 9, 06567 Bad Frankenhausen/Kyffhäuser, Tel. 034671–6190



Panorama Museum, Bad Frankenhausen, Foto: Tino Sieland / Zweckverband Mühlhäuser Museen.

Landesausstellung Sachsen-Anhalt: „Gerechtigkeit 1525“

Die dezentrale Landesausstellung „Gerechtigkeit 1525“ ist mit ihren Teil-Projekten ein Höhepunkt der Veranstaltungen im „Gedenkjahr Gerechtigkeit. Thomas Müntzer & 500 Jahre Bauernkrieg“. Unter dem Titel „Gerechtigkeit 1525“ erinnern die Stiftung Luthergedenkstätten, die Kunststiftung Sachsen-Anhalt, die Kulturstiftung Sachsen-Anhalt sowie die Werkleitz Gesellschaft e. V. an das Wirken des Reformators Thomas Müntzer und die Auswirkungen des Bauernkrieges.

Die Landesausstellung knüpft an die reformatorische Tradition im Land an. Sie lädt dazu ein, nicht nur die Ereignisse des Bauernkrieges zu reflektieren, sondern auch die grundlegenden Werte und Ideale der Reformation zu würdigen und für unsere Zeit fruchtbar zu machen. Der Ausstellungszyklus wird von Bund und Land gefördert. Ergänzend bereiten der Landkreis Mansfeld-Südharz, das Landesamt für Archäologie und Denkmalpflege, die Standortentwicklungsgesellschaft Mansfeld-Südharz mbH und weitere Partner ein Programm mit weiteren Ausstellungen vor.

Die Besonderheit der Landesausstellung „Gerechtigkeit 1525“ ist ihr dezentraler Ansatz: Sieben Ausstellungsteile findet man im Kerngebiet der Ereignisse zwischen Stolberg, Allstedt und Halle (Saale).

Programm, Standorte und Dauer: www.gerechtigkeit1525.de

Halle (Saale): „Klöster. Geplündert. In den Wirren der Bauernaufstände“

Zwei ehemalige Klöster stehen im Fokus der Kabinettsausstellung im Landesmuseum: Das der Augustiner-eremiten von Himmelpforte bei Wernigerode und das der Augustinerchorherren bei Kaltenborn nahe Allstedt – ein zentraler Ort der Aktivitäten Müntzers. Beide Klöster wurden 1525 geplündert, in der Reformationszeit aufgehoben und später dem Verfall preisgegeben.

Vom Furor der Aufständischen stammen Brand- und Trümmerschichten mit einem kleinen Goldschatz, zerschlagenen Keramikgefäßen, Glasscherben von Fenstern, Kacheln und in Feuersglut zerschmolzenen Metallen als Ergebnisse massiver Zerstörungen. Diese Zeugnisse werden in Bezug zur historischen Überlieferung gesetzt und die Geschichte der Plünderungen so neu erzählt. Parallel dazu werden auch die laufenden Ausgrabungen an den authentischen Stätten zugänglich sein und die Arbeiten und Ergebnisse dem Publikum auf verschiedenen Wegen vermittelt.



*Falkonett – Feldgeschütz von kleinem Kaliber – aus dem 16. Jahrhundert,
Foto: Tino Sieland / Mühlhäuser Museen.*

Ausstellungsdauer: bis 30. November 2025, Öffnungszeiten Di–Fr, 9–17 Uhr, Sa/So/Feiertag 10–18 Uhr.
Landesmuseum für Vorgeschichte Halle (Saale), Richard-Wagner-Str. 9, 06114 Halle (Saale), Tel. 0345–524 730, www.landesmuseum-vorgeschichte.de

Ein Aufstand, der nicht stattfand

Volker Brauns Erzählung „Die hellen Haufen“ (2011)

„Arbeitslosigkeit ist ein Gewaltakt. Sie ist ein Anschlag auf die körperliche und seelisch-geistige Integrität, auf die Unversehrtheit der davon betroffenen Menschen. Sie ist Raub und Enteignung der Fähigkeiten und Eigenschaften ...“

Oskar Negt (2001)

Der Lyriker und Dramatiker Braun ist als Prosaist gleichermaßen experimentierfreudig. Wir kennen ihn als Novellisten („Die unvollendete Geschichte“, „Das unbesetzte Gebiet“), als satirischen Romanautor („Hinze-Kunze-Roman“, „Machwerk“), als Verfasser von Kalendergeschichten („Flickwerk“), Tagebuchschreiber und als glänzenden Essayisten.

Eine Sonderstellung in seinem Werk nimmt die Erzählung „Die hellen Haufen“ ein. Schon der Eingangssatz verblüfft: „Der Aufstand, von dem hier berichtet wird, hat nicht stattgefunden.“¹ Wie kann man von etwas berichten, das es nicht gegeben hat? Der Ich-Erzähler zögert: „Ich beginne wie ein Narr mit den Fakten.“ Immer wieder reflektiert Braun seine Erzählweise. Berichtet wird zunächst von Ereignissen, die Ex-DDR-Bürger noch in Erinnerung haben: In Bitterode (vulgo: Bischofferode) treten im Jahre 1993 Kalikumpel nach der Schließung ihres Salzbergwerks, das über einen „Müntzer-Schacht“ verfügte, in den Hungerstreik.

Tatsächlich wurde das volkseigene Kombinat Kali 1990 von der Treuhandanstalt in die Mitteldeutsche Kali AG überführt, die im Zuge einer Fusion mit der K+S AG Kassel das Werk zu schließen und Arbeitsplätze für über 1.000 Menschen zu vernichten begann, obwohl die Salzvorkommen noch für ein halbes Jahrhundert Abbau gereicht hätten. So ging es folglich um die Ausschaltung eines Konkurrenten auf dem Weltmarkt.



Doug Miller, Bauernkriegsschachspiel, Foto: Alexander Hartleib / Mühlhäuser Museen.

¹ Wenn nicht anders gekennzeichnet, alle Zitate Braun, Volker: Die hellen Haufen, Berlin 2011.



Bauernführer Jäcklein Rohrbach wurde 1525 in Neckgartach bei lebendigem Leib verbrannt. Zeichnung von Peter Harrer aus „Beschreibung des Bauernkriegs“ von 1551. Scan aus „Von Helibrunna nach Heilbronn“ von Christard Schrenk et al., Stuttgart 1998.

nun das Feld der Fakten verlässt, steht der unermessliche Bereich der Erfindung offen. Orte falsch geschrieben, die Figuren aus Rüben geschnitzt, die Handlung aus den Fingern gezogen [...] Man wird nur tiefer in die Geschichte dringen und sie einmal schärfer machen.“ Um einer Zuspitzung, einer Verschärfung der Geschichte in des Wortes doppelter Bedeutung willen berichtet der Erzähler, was hätte sein können: „Die Entlassenen bildeten wieder Brigaden.“ Hunderttausend folgen spontan dem Beispiel der Bergleute, schließen sich zu „hellen Haufen“ zusammen, es kommt zu blutigen Zusammenstößen mit der neuen Ordnungsmacht, zu Scharmützeln und Todesfällen.

Von Ernst Bloch, der Braun bereits 1979 den Titel zu seinem Gedichtband „Training des aufrechten Gangs“ lieh, borgt sich der Erzähler sein Motto zu dem Prosaband: „Was wir nicht zustande gebracht haben, müssen wir überliefern.“ Der Widerstand gegen die Enteignung mündet auf dem Papier in jenen Aufstand, der nicht stattgefunden hat. Die „hellen Haufen“ (das Wort erinnert an die Verbände Götz von Berlichingens im Bauernkrieg) skandieren die Losung von 1989: „Keine Gewalt“. Doch in der zuletzt geschilderten Schlacht treffen sie auf die „schwarzen Haufen“ von Polizei und Militär, auf das Gewaltmonopol des Staates – deren Bezeichnung wiederum an die militärischen Verbände Florian Geyers gemahnen.

Dieser letzte Kampf findet auf einem giftigen Schlackeberg statt: „Einem Besitz, den sie nicht besessen hatten; einem Leben, für das man das eigene nicht in die Schanze schlägt. Sie selber der Abraum, ausgeworfen, abgetan, ein Menschenmüll

Die Kalikumpel aber organisierten neben dem Hungerstreik auch unter der Losung „Bischofferode ist überall“ einen Marsch nach Berlin. Hier setzt Volker Braun mit seiner Verarbeitung des Stoffs an. Die Neunzehn von den Tausend, denen ihre Arbeit und damit auch ihre Art zu leben, genommen wurde, erfuhren auf ihrer Fußreise zahlreiche Bekundungen der Sympathie, blieben jedoch isoliert: „Eine Karnevalsrotte, man applaudierte diesen Artisten, aber keiner kam mit.“ Mehr oder minder bekannte Personen der Nachwendezeit werden in das Erzählgeschehen einbezogen: Eine Mutter Courage des Ostens namens Hilde Brand (Hildebrandt), ein Pfarrer Schurlemann (Schorlemmer) taucht auf, auch der ermordete Treuhandchef Rohwetter (Rohwedder) und Vogt (Thüringens Ministerpräsident Vogel) sowie die Bundestagspräsidentin Süßmund (Süssmuth) finden Erwähnung.

Doch in der Mitte des dreigeteilten Prosastücks, zu Beginn des letzten Parts, setzt etwas anderes ein: „Wenn man



Hellebarde, 16. Jahrhundert,
Foto: Alexander Hartleib / Mühlhäuser Museen.

[...]. Am Tief- und Endpunkt der Erzählung ruft ein „Braun aus dem Vogtland“ – der Autor erinnert in der Geschichte „Der berühmte Christian Sporn“ bereits an einen seiner Vorfahren – „GEWALT, GEWALT“, und es war nicht klar, wollte er sie „konstatieren oder ausrufen“. Georg Büchner, Leitstern Brauns seit Jahrzehnten, hat Gewalt als ein Mittel gesellschaftlicher Veränderung niemals ausgeschlossen. Auch Müntzer musste 1525 erfahren, dass der Kampf gegen die fürstlichen Heere ohne Gegengewalt unmöglich ist: „Die Gewalt soll gegeben werden dem gemeinen Volk.“

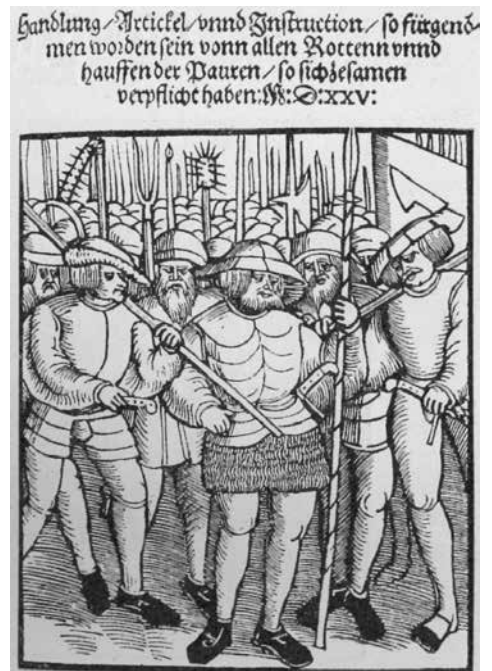
Braun bricht seine Schilderung des hoffnungslosen, unglaublichen, aber doch möglichen Aufstands unserer Tage mit permanentem Nachdenken über große Niederlagen deutscher Geschichte – namentlich im mitteldeutschen Raum. Erster Untertext der Braunschen Erzählung sind Erinnerungen an die Arbeiteraufstände in Mitteldeutschland zu Beginn der Zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Der Rebell Max Hoelz erscheint hier mit Klarnamen.

Vor allem ist es immer wieder der Bauernkrieg, auf den Braun 1989 vor allem als Bauernführer zurückblickt. Auch das in der Tradition von Ernst Bloch, der 1921 über „Thomas Müntzer als Theologe der Revolution“ geschrieben hatte. Über den Theologen Müntzer, der in der DDR bis zum Müntzer-Jahr 1989 als Bauernführer galt, also um die Tiefenschicht seines Glaubens gebracht wurde. Betrogen man sich selbst um diesen Müntzer, weil die DDR längst keinen Glauben mehr hatte? Freilich war das für Bloch ein ungeheuer radikaler, an die Wurzeln des Menschseins rührender Glaube: „Ekstase des aufrechten Gangs und des geduldlosesten, rebellischsten, ernstlichsten Willens zum Paradies.“ Utopie war für Bloch nicht das Gedankenkonstrukt einer idealen Gesellschaft, die irgendwann kommen werde, sondern das konkrete Noch-Nicht, das, wonach sich Menschen im Innersten sehnen, denen eben dieses Sehnen zur Hoffnung und Triebkraft wird, das latent Mögliche zu verwirklichen, indem sie das Bestehende überwinden.

„Ist es zu früh. Ist es zu spät“ hieß ein Gedicht von Braun „Für Thomas Müntzer“ in dem Band „Training des aufrechten Gangs“: „Wie wenig frei / Gehn wir aus uns, und hängen / In unsern Häusern. Und was sind das für Genossen / Ungleich selbst, und dulden die Räubereien / Hinter den Meeren / Oder Preußens Pfützen.“ Der Befund mündet in notwendige Veränderungen: „Ein Loch brechen in die Reden / und sehn, Wie wir uns selbst / Zu gemalten Männlein machen.“ Und schließlich in eine Selbstermutigung: „Das Freudigste / im Zorn sagen / um bei Sinnen zu bleiben.“

Dem Gedicht war ein anderes vorangestellt: „Richtplatz bei Mühlhausen“. Braun fragt, warum nichts an die Hinrichtung des zu Tode gefeierten Revolutionärs erinnert. Er beschreibt den Ort einer Ernteschlacht, wie sie die Zeitungen damals vollmundig priesen. In den Anmerkungen heißt es: „Die Stelle, wo Müntzer von den Fürsten Ende Mai 1525 geschlachtet wurde, ist nicht gekennzeichnet.“ Dahinter steckt eine bittere Wahrheit: Wer sich die Niederlage, die eigene Vernichtung nicht vorstellen kann, der wird blind für sein Tun, sein Scheitern.

„Müntzer“ heißt die Hauptfigur der Braunschen Erzählung. Ein Wiedergänger Müntzers, von dem der Erzähler berichtet, dass er versucht habe, die Bauernheere mit den Bergknappen zusammenzuführen. Müntzer wird als Teil einer Runde gezeigt, in der „real existierende“ Geister wie Wolfgang Heise, Peter Geist u. a. sitzen, an den Rand gedrängte Figuren des intellektuellen Lebens in der DDR. Müntzer sei „Parteihochschüler gewesen und in die Realität relegiert“, das heißt strafversetzt worden.



Zwölf Artikel der Bauern, Flugschrift von 1525, S. 21, aus: Otto Henne am Rhyn: „Kulturgeschichte des deutschen Volkes“, Zweiter Band, Berlin 1897.

„Dort vegetieren wie je die Wissenschaften und Künste. Ein Abweichler von Graden, der sich da selbst bestätigt gefunden hatte.“ Die Gelehrten streiten über den Begriff des „Volkseigentums“. Mintzer: „Die letzte Volkskammer hat aus dem unvollkommenen unverhandelbaren Staatseigentum vollkommenes gemacht. Ihr erster und letzter Akt war die Volksenteignung. – Es in die Hand zu nehmen, sagte Mintzer, wäre die Revolution.“ Entscheidend tritt Mintzer beim Verfassen der „Mansfelder Artikel“ in Erscheinung: „Mintzer hatte natürlich die 12 Artikel bei sich, die die schwäbischen Bauern in Memmingen abgefaßt hatten. Wo vom Großzehnt, von den Diensten, vom Frevel die Rede sei, lese er mühelos Profit, Leiharbeit, Steuerhinterziehung.“ So übertrug Mintzer, die Figur, die Braun am nächsten steht, die „Mansfelder Artikel von den gleichen Rechten aller“ vom 16. ins 21. Jahrhundert. (Im Programmheft der Rudolstädter Inszenierung der „Hellen Haufen“ fanden sich 2013 Brauns Thesen in roten Lettern auf einer Postkarte beigelegt.)

Am Vorabend der entscheidenden Schlacht, nachdem die Landesregierung die Bundeswehr angefordert hat, drängt Mitstreiter Finger, Mintzer möge einen „Ewigen Rat“ konstituieren und dort – wie Müntzer 1525, am Vorabend des letzten Gefechts in Bad Frankenhausen – „um sein Leben reden“. Mintzers Erwiderungen sind die letzten Worte, die er in der Erzählung spricht: „Leck mich am Arsch, sagte Mintzer. Mit eurer Ewigkeit. Es gibt nichts Bleibendes, Festes. – Ihre Nerven lagen blank. – Eine feste Burg. Unser Gott. Staat und Partei. Es gibt nichts, was Bestand hat. Eine bessere Welt! Die gute Ordnung! Sie wird nicht aus Zement gemacht. – Und was rettet uns dann? – Der Tod. Die Geburt.“

Auch an Werner Tübkes Bauernkriegsgemälde in der Rotunde, die seit 1989 auf dem historischen Schlachtberg steht, erinnert der Autor in seiner Erzählung. Zehn Jahre nach dem Buch kommt Braun in dem Langgedicht „Grosse Leinwand“ auf Tübke in Bad Frankenhausen zu sprechen: „Wie aus der Tube gequetscht in dem Bau, das wäre / der Aufenthaltsraum für die Hellen Haufen gewesen / Wenn sie gekämpft hätten auf historischem Boden / Schlachtberg Blutruine, gegen die Truppen der Treuhand.“²

Was hinderte die Hellen Haufen der Arbeitslosen, der unnütz gewordenen, der ausrangierten Massen, die sich plötzlich, nach dem Aufbruch vom Herbst 1989, jeder auf sich selbst als Bittsteller beim Arbeitsamt reduziert, im Abseits des Fortschritts wiederfanden, hier, auf historischem Boden, zu kämpfen? Weil sie erst im Verlust erlebt haben, dass der „Volkseigentum“ genannte Staatsbesitz etwas mit ihrem eigenen Leben zu tun hatte? War es das bittere „Zu spät“, das die Kräfte erlahmen ließ, so dass man diesmal nicht auf die Straßen ging, nicht den nunmehr Herrschenden zurief, „das Volk“ zu sein, das sie in blühende Landschaften zu führen versprochen hatten ... ?

Doch andererseits wäre denn ein blutiger Aufstand besser gewesen? Am Ende der Erzählung heißt es: „Diese Geschichte hat sich nicht ereignet. Sie ist nur, sehr verkürzt und unbeschönigt, aufgeschrieben. Es war hart zu denken, daß sie erfunden ist; nur etwas wäre ebenso schlimm gewesen: wenn sie stattgefunden hätte.“

Der Bericht über den nicht stattgefundenen Aufstand ist mehr als ein literarisches Experiment, mehr als eine Erinnerung an die widerständigen Bitteröder Kalikumpel. Er bleibt ein Vor-Wurf an unsere Fantasie, das So-Sein der Dinge, ihren Selbstlauf nicht hinzunehmen, das Bestehende als ein Feld von Möglichkeiten wahrzunehmen.

PS: Am 27. Dezember 2024 schrieb Volker Braun dem Verfasser: „Ja, es ist die Stunde des Erinnerns. Und dieses nicht genehme Buch ist ja verloren in dieser Verdrängungskultur.“

Ulrich Kaufmann

Chemnitz 2025 – Kulturhauptstadt Europas

Mit rund einer halben Million Menschen ist die Region Chemnitz ein dicht besiedelter Ballungsraum in Europa. „Chemnitz 2025“ lädt ein, die Region zu entdecken, mit anderen Augen zu sehen und vielleicht auch bekannte Wege zu verlassen. 38 Partnerkommunen aus Mittelsachsen, dem Erzgebirge und dem Zwickauer Land bilden zusammen mit der Industriestadt Chemnitz die Kulturhauptstadtregion und tragen gemeinsam den Titel „Kulturhauptstadt Europas“. Die Region verbindet ein reiches gemeinsames Kultur- und Industrie-Erbe, Traditionen, Umbrüche und Neuanfänge sowie Natur und Kultur.

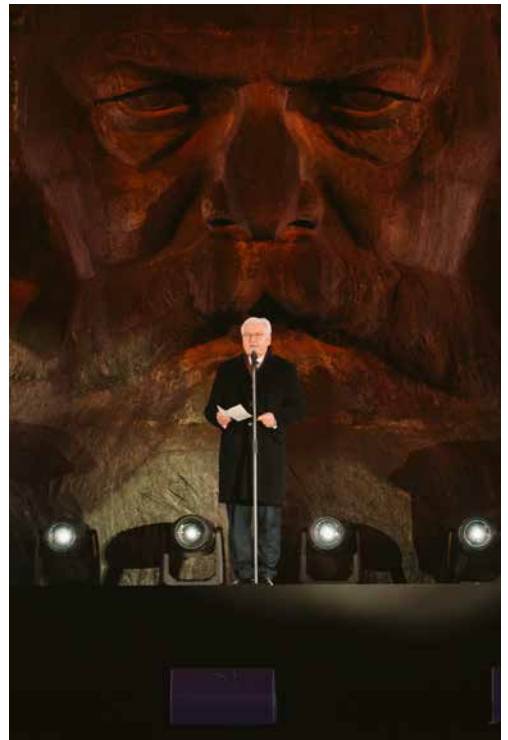
„C the Unseen“ – das Motto für Chemnitz 2025 ist die Einladung zu einer vielfältigen Entdeckungsreise in den Osten Deutschlands mitten in Europa. Es gilt, bislang Ungesehenes und Unentdecktes sichtbar zu machen. Mit dem Titel „Kulturhauptstadt Europas“ richtet sich ein Scheinwerfer auf Menschen, Orte und Aktivitäten, die bislang nicht im Zentrum der touristischen Aufmerksamkeit stehen.

Seit Januar 2025 laden zahlreiche Veranstaltungen und Angebote zum Besuch ein. Es gibt Festivals, Ausstellungen, Bühnenkunst, aber auch Sport, Kulinarik und Workshops. Viele lokale Akteure sind ebenso daran beteiligt wie renommierte nationale und internationale Künstlerinnen und Künstler. Das Programm vermittelt Geschichte und Gegenwart der Menschen, die hier leben, es ermöglicht Begegnungen. Neue Orte entstehen sowie Gelegenheiten, sich selbst aktiv zu beteiligen.

Chemnitz verortet sich als osteuropäische Stadt in einem westeuropäischen Land. Sie ist geprägt von großer Tradition und vielen Umbrüchen, zuletzt vom Ende der DDR und der Rückbenennung von Karl-Marx-Stadt in Chemnitz. Eine ausgeprägte Macher-Mentalität sowie die Fähigkeit, sich immer wieder neu zu erfinden, sind in dieser Region tief verwurzelt. Gesellschaftliche Veränderungen waren stets Katalysator für Innovation.

Chemnitz, Zwickau und die umliegende Region haben maßgeblich zur industriellen Entwicklung Deutschlands beigetragen, insbesondere in Maschinenbau, Textil-, Eisenbahn- und Automobilindustrie. Der Bergbau im Erzgebirge machte die Region einst zur wirtschaftlichen Hochburg, und das traditionelle Kunsthandwerk ist bis heute weltweit bekannt. Seit 2019 zählt die Montanregion Erzgebirge/Krušohorí zum UNESCO-Welterbe.

Die Industrialisierung brachte Reichtum und Wohlstand sowie eine Blütezeit von Kunst und Kultur. Davon zeugen namhafte Museen und eine einzigartige Architektur. Die Region ist geprägt von einer hohen Dichte an Schlössern aus Mittelalter, Renaissance und Barock sowie Theater, Musikkultur und Kunstsammlungen. Nicht zuletzt gibt es vielfältige Wander-, Rad- und Wasserrouen. Als Europäische Kulturhauptstadt bietet Chemnitz ein vielfältiges Programm mit rund 1.000 Veranstaltungen aus den Bereichen Kunst, Literatur, Theater, Tanz, Film, Musik und Architektur.



Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier spricht vor dem Karl-Marx-Monument auf der Eröffnungsveranstaltung „Chemnitz – Kulturhauptstadt Europas“ im Januar 2025, Foto: Johannes Richter.

Im Folgenden eine Auswahl aus dem Programm des zweiten Halbjahrs:

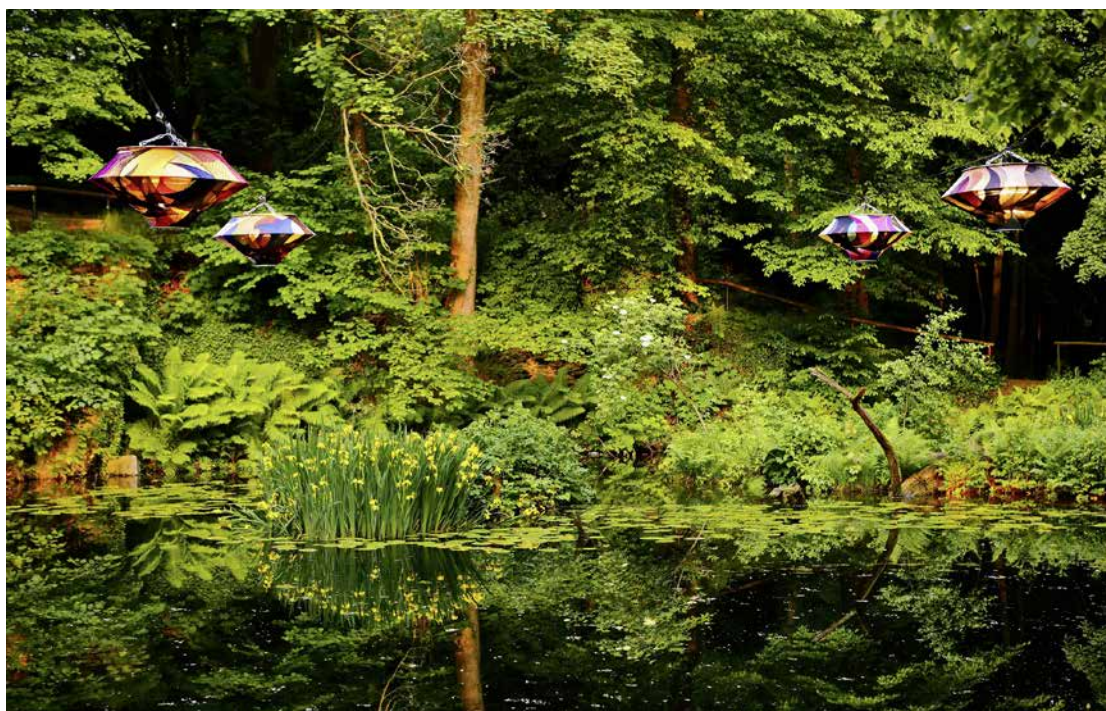
Ein Wochenende mit Stefan Heym

Stefan Heym, einer der bedeutendsten Schriftsteller des 20. Jahrhunderts, steht im Mittelpunkt dieses Wochenendes, das seinem Leben und Werk gewidmet ist. Der gebürtige Chemnitzer, der 1933 vor den Nazis fliehen musste und 1952 in die DDR kam, hinterließ ein beeindruckendes literarisches Erbe. 1994 wurde er Alterspräsident im Bundestag. Wer sich noch nicht mit ihm vertraut gemacht hat, hat bei den Lesungen am Freitag, 12. September 2025, die Gelegenheit, Einblicke in seine Texte zu erhalten. Am Samstag, 13. September 2025, erwartet die Gäste ein besonderes Dinner: Es wird serviert, was Stefan Heym selbst gerne aß, während Wegbegleiter spannende Geschichten und persönliche Erinnerungen an den Schriftsteller teilen. Der krönende Abschluss ist die Matinee am Sonntag, 14. September 2025, bei der Zeitzeugen über Heyms Bücher sprechen und gemeinsam reflektieren, was wir aus seinem Werk für das heutige Leben in einer europäischen Gesellschaft lernen können.

12. bis 14. September 2025

Der Kunst- und Skulpturenweg „Purple Path“

Der Kunst- und Skulpturenweg „Purple Path“ präsentiert zeitgenössische Skulpturen und erzählt Geschichten aus Chemnitz sowie benachbarten Kommunen in der Region. Er erstreckt sich über eine Länge von mehr als 100 Kilometern und verbindet Chemnitz mit 38 Orten. Entlang dieses Weges stehen über 60 Skulpturen und Installationen von internationalen und lokalen Künstlerinnen und Künstlern, die Themen wie das kulturelle Erbe, den Bergbau und die Industrialisierung sowie ökologische und soziale Nachhaltigkeit behandeln – ein Museum im öffentlichen Raum.



Nevin Aladağ „Color Floating“ 2023; Courtesy Wentrup Berlin und Nevin Aladağ, Installation in der Bergstadt Zwönitz auf dem Kunst- und Skulpturenweg „Purple Path“, Foto: Daniela Schleich.

„Tales of Transformation“ – Aufstieg und Fall von Industriezentren

Chemnitz nannte sich einst stolz das „sächsische Manchester“: Nach englischem Vorbild siedelten sich hier die modernsten Fabriken des 19. Jahrhunderts an. Von Webstühlen über Dampfmaschinen bis hin zu Lokomotiven und Autos – die Stadt war und ist ein Zentrum der Industriekultur. Heute erzählen über 350 Industrie-Denkmale von dieser Blütezeit. Viele stehen leer, einige wurden neu belebt. Im Begleitprogramm der Ausstellung „Tales of Transformation“ bietet das Industriemuseum Chemnitz Touren zu den beeindruckenden Denkmälern der Industriegeschichte an.

Bis 16. November 2025



Konzert und Ausstellung: Edith Stein

Die doppelte Würdigung von Edith Stein durch Konzert und Ausstellung bringt eine der weniger sichtbaren Persönlichkeiten von Chemnitz ins Bewusstsein: Edith Stein, geboren 1891 in Breslau, war eine ungewöhnliche Frau – Deutsche, Jüdin, Psychologin, Lehrerin und Doktorin der Philosophie, schließlich Karmel-Nonne als heilige Teresa Benedicta vom Kreuz, die 1942 in Auschwitz starb. Das Projekt umfasst eine Ausstellung, die Edith Stein vorstellt, sowie ein Konzert jüdischer Musik in einer Atmosphäre voller Freude und Verspieltheit.

Konzert: 7. Juli 2025, Chemnitz, Jakobikirche Jakobikirchplatz 1

Ausstellung: 10. bis 17. Juli 2025, Chemnitz, Johanniskirche, Hospitalstraße

Edith Stein, um 1920.

„#3000Garagen – Die Ausstellung“: Das Phänomen Ost-Garage auf einen Blick

Das Projekt „#3000Garagen“ präsentiert die rund 30.000 Chemnitzer Garagen, die größtenteils zu DDR-Zeiten kollektiv und in Eigenleistung gebaut wurden, als lebendige Archive, Kreativräume und Orte der Begegnung. Garagen sind Sammelsurien, diese Ausstellung bildet da keine Ausnahme. Die Fotografin Maria Sturm hat viele Garagenhöfe besucht und dabei 164 Menschen porträtiert, die heutigen Garagen-Nutzer. Hinter jeder ihrer analogen Fotografie steht eine Begegnung, ein Gespräch, manchmal auch eine freundschaftliche Beziehung.

Bis 29. November 2025, Garagen-Campus, Chemnitz, Zwickauer Str. 164

Programm unter: <https://chemnitz2025.de>



„#3000Garagen“, Innenlandschaften, Klaus Pobitzer,

Foto: Johannes Richter.

Neues Museum in Chemnitz

Das Schmidt-Rottluff Haus eröffnete am 6. April 2025

Sachsen hat ein neues Künstlermuseum, und die Kunstsammlungen Chemnitz erhalten ein sechstes Haus. Nach langjährigen Initiativen und Vorplanungen hatte die Stadt Chemnitz im Februar 2023 beschlossen, das ehemalige Elternhaus Karl Schmidt-Rottluffs denkmalpflegerisch zu sanieren und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Zusammen mit der benachbarten Wohnmühle, in der Karl Schmidt-Rottluff seine Kindheit verbrachte, wird das Haus zu einem weiteren Hotspot des Expressionismus in Chemnitz. Die beiden Gebäude liegen an der Limbacher Straße 380/382 in Chemnitz, Stadtteil Rottluff. Als ein „Ort des Aufbruchs“ zählt das Karl Schmidt-Rottluff Haus zu den Interventionsflächen der europäischen Kulturhauptstadt Chemnitz 2025.

Karl Schmidt-Rottluff (1884–1976) war Mitbegründer der Künstlergruppe „Brücke“ (1905–1913) und gehört zu den bedeutendsten deutschen Künstlern des 20. Jahrhunderts. Sein bildnerisches Werk wird stilistisch dem deutschen Expressionismus zugeordnet, zu dessen Pionieren er zählt. Sein umfangreiches Œuvre entstand in mehr als sieben Jahrzehnten.



*Karl Schmidt-Rottluff Haus, Seitenansicht, 2024,
Foto: Kunstsammlungen Chemnitz.*



*Karl Schmidt-Rottluff
Haus, Treppenhaus 2024,
Foto: Kunstsammlungen
Chemnitz.*



Karl Schmidt-Rottluff, „Rottluff, blühende Wiesen“, um 1903, Öl auf Leinwand, 28 x 44 cm, Kunstsammlungen Chemnitz, Leihgabe aus Privatbesitz. Foto: Kunstsammlungen Chemnitz/PUNCTUM/Bertram Kober.

© VG Bild-Kunst, Bonn 2025.

Das neue Karl Schmidt-Rottluff Haus setzt bei der Eröffnung und Erstpräsentation vor allem auf originale Kunstwerke, Faksimiles, Dokumente und auf Chemnitz bezogene biografische Schwerpunkte. Alle Exponate gehören zum Bestand der Kunstsammlungen am Theaterplatz oder sind als Leihgaben (aus Privatsammlungen oder von der Ostdeutschen Sparkassenstiftung gemeinsam mit der Sparkasse Chemnitz) den Kunstsammlungen Chemnitz anvertraut. Drei große Themenblöcke ziehen sich durch die Ausstellung: das Werk und die Biografie des Künstlers, die Geschichte des Expressionismus in Chemnitz und die Geschichte des Ortes zu Lebzeiten des Künstlers. Die Räume sind verschiedenen Unterthemen gewidmet, darunter Leben in Rottluff, Schulzeit und künstlerische Anfänge, die Brücke-Zeit, die Präsentationen von Holz- und Schmuckobjekten sowie das Leben in Chemnitz zu Kriegszeiten. Zahlreiche Objekte, Zeichnungen und Dokumente sind erstmals ausgestellt; einige sind zu Kriegszeiten und vor allem Nachkriegszeiten (z. B. Ehrenbürgerschaft und Ausstellung im Schloßbergmuseum) noch nie publiziert worden. Nicht zuletzt setzt das Haus mit seiner farbigen Ausgestaltung des Flurs, den alten Treppen, rekonstruierten Türen, historischen Fenstern und vielen Details am Außenbau eigene Akzente. Der Außenraum verbindet beide Gebäude des Ensembles und lädt vor allem bei warmen Temperaturen zum Verweilen ein. Die denkmalgerechte Restaurierung und Rekonstruktion des ehemaligen Landhauses wurde maßgeblich ermöglicht durch die Stadt Chemnitz, die Ostdeutsche Sparkassenstiftung gemeinsam mit der Sparkasse Chemnitz sowie durch das Landesamt für Denkmalpflege Sachsen.

Karl Schmidt-Rottluff kam 1884 in Rottluff bei Chemnitz als Karl Schmidt zur Welt, seine Eltern betrieben in dem Ort eine Mühle. Nach dem Abitur ging er nach Dresden, um Architektur zu studieren. 1905 gründete er mit den drei Kommilitonen Ernst Ludwig Kirchner, Otto Bleyl und Erich Heckel die Künstlergruppe „Brücke“. Seinem Nachnamen Schmidt fügte er den Namen seines Geburtsortes hinzu.

Der Ministerpräsident des Freistaats Sachsen, Michael Kretschmer, sagte anlässlich der Eröffnung: „Europas Kulturhauptstadt Chemnitz bekennt sich mit der Einrichtung dieser Künstlergedenkstätte zu einem großartigen Maler der Klassischen Moderne und dem wohl berühmtesten Sohn der Stadt, Karl Schmidt-Rottluff. Sachsen als Wiege der expressionistischen Künstlergemeinschaft „Brücke“ erhält im Chemnitzer Stadtteil Rottluff ein wunderbares neues Museum. Gefeierte wird damit ein herausragender Künstler. Erinnert wird zugleich daran, dass dieser Maler in der Zeit des Nationalsozialismus an seiner Arbeit gehindert, Werke verfermt und zerstört wurden. Die Eröffnung ist ein ganz besonderer Moment im Kulturleben von Chemnitz und wird weit über die Stadt hinaus ausstrahlen. Ich bin allen dankbar, die sich dafür engagiert haben, dass dieses Projekt Wirklichkeit werden konnte.“

Karl Schmidt-Rottluff Haus, Limbacher Straße 382, 09116 Chemnitz, www.kunstsammlungen-chemnitz.de

Öffnungszeiten: Di-So/Feiertag 11–18 Uhr, öffentliche Führungen Sonntag 14 Uhr und 14:45 Uhr

Anmeldung: info.kunstsammlungen@stadt-chemnitz.de, Telefon 0371-488 44 24.

200 Jahre Klosterberggarten

Jubiläum des ersten Volksgartens Deutschlands in der sachsen-anhaltischen Landeshauptstadt Magdeburg

Die preußische Festungsstadt Magdeburg hatte sich bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts zu einer wachsenden Metropole der beginnenden Industrialisierung entwickelt. Eingeschlossen vom Festungsgürtel der stärksten preußischen Festung waren Magistrat und der erste Oberbürgermeister August Wilhelm Francke (1785–1851) bemüht, die Stadt an der Elbe zu einer attraktiven, modern eingerichteten und funktionierenden Einheit zu gestalten. Festungskommandant Graf Gustav von Haake (1776–1838) nutzte über mehrere Jahre das ehemalige Pfarrhaus des Klosters Berge als Sommerhaus; auf dessen Initiative nahm sich der Oberbürgermeister des Gedankens der Schaffung eines Bürgergartens für Magdeburg an. Zu diesem Zweck erwarb die Stadt im Jahre 1824 für 4.000 Taler das Gelände des ehemaligen Klosters Berge.¹ Die Gründung des 1810 geschlossenen und 1812 zerstörten Klosters reichte bis in die ottonische Zeit (etwa 937) zurück.

Kein Geringerer als der königlich preußische Gartendirektor und Landschaftsarchitekt Peter Joseph Lenné (1780–1866) wurde im Jahre 1824 durch die Stadt beauftragt, eine Entwurfsplanung zu einem Volksgarten für das Gelände des wüst liegenden Klosters Berge zu erstellen. Lenné war begeistert von der Idee eines Volksgartens: „Es ist mir nicht neu, daß Fürsten und reiche Privatleute große Summen an die Werke schöner Gartenkunst wenden. Allein ein Unternehmen dieser Art, das nach vorläufigem Überschlagnuss exklusiv der Baulichkeiten nicht weniger als 18.000 Taler kosten wird, vonseiten eines Stadtmagistrats ist das erste Beispiel, das sich mir in meiner Künstlerlaufbahn dargeboten hat.“²

¹ Buchmann, Lutz: Das Gesellschaftshaus am Klosterberggarten in Magdeburg, Döbel 2006, S. 10–13.

² Ebd.



Carl Hasenpflug (1802–1858), „Magdeburg, Stadtansicht von Südosten“, 1831, Öl auf Leinwand, 127 cm x 200 cm, Auftragswerk der Stadt Magdeburg für die Erinnerungsfeierlichkeiten anlässlich 200 Jahre Wiederkehr der Zerstörung Magdeburgs im Dreißigjährigen Krieg. Sammlung KHM Magdeburg.



Blick in den Klosterbergegarten,
Foto: Landeshauptstadt Magdeburg, Gesellschaftshaus.

Am 18. Oktober 1824 sandte Lenné seinen Entwurf für die Gestaltung des Klosterbergegartens nach Magdeburg. Die Gestaltung des Gartenareals, das nach einem Besuch König Friedrich Wilhelms III. von Preußen im Jahre 1826 in Friedrich-Wilhelms-Garten umbenannt wurde, zog sich bis in das Jahr 1835 hin.³ Schon 1826 beklagte sich Lenné über die Quereilen in Magdeburg. Es ging um die preisgünstigste Ausführung der Schinkel-Entwürfe für ein Gebäude, das dem neu entstandenen Volksgarten angemessen, errichtet werden sollte. Er schrieb dem Magistrat, man möge „doch gleich eine Holzhütte bauen“.⁴

Die Bauakten und Protokolle des Magistrats zum städtischen Gesellschaftshaus im Friedrich-Wilhelms-Garten lesen sich wie ein Kriminalstück. Es fehlte 1824 vor allem am Geld, um die Entwürfe des berühmten Berliner Architekten Karl Friedrich Schinkel (1781–1841) umzusetzen, den man in einem Anflug von Imposanz durch den Magistrat selbst für diesen Architekturentwurf angefragt hatte. Schinkel reagierte standesgemäß verschnupft. Er wurde auch nicht weiter in die Bauangelegenheiten einbezogen. 1829 erfolgte die Fertigstellung eines ersten Gesellschaftsbaus mit Gartenlokal. Ein Anbau, der zu der wiederhergestellten heutigen Gesamtarchitektur führte, wurde bis 1896 realisiert.⁵

Im Mai 1897 schrieb dann die Magdeburgische Zeitung zum Neuanbau: „Der Friedrich Wilhelms-Garten, unser beliebter Park, richtet sich gemach zum Sommerverkehr ein. Da muß Vielem Rechnung getragen werden; denn ein ‚gewähltes‘ Publikum ist gar ‚wählerisch‘. Nicht nur der weitgestreckte Gartenraum ist vergrößert, und nach dem Sonnenberge zu, ausgedehnt worden, sondern auch die Baulichkeiten haben schätzenswerte Erweiterungen erfahren.“⁶

3 Parkanlagen der Stadt Magdeburg, hg. v. Landeshauptstadt Magdeburg, Beitrag zur BUGA 99. Stadtplanungsamt 31/1998. Magdeburg 1998, S. 46 ff.

4 Lenné, P. J.: Über die Anlage eines Volksgartens bei der Stadt Magdeburg, Berlin 1825. (Stadtbibliothek Magdeburg, Altbestand).

5 Parkanlagen der Stadt Magdeburg, wie Anm. 3.

6 Buchmann, Lutz, wie Anm. 1.

Das Magdeburger Publikum war wohl ein sehr selbstbewusstes Bürgertum. Es schuf sich eine Stadt mit größerem Anspruch an Kultur und Geselligkeit. Die wechselvolle Geschichte des klassizistischen Gesellschaftshauses hinterließ ihre Spuren. Es gab nie eine Einweihung, aber zu allen Zeiten bauliche und inhaltliche Änderungen. 1921 erfolgte die Umbenennung des beliebten grünen Ausflugszieles mit direkter Anbindung an die Elbe in „Klosterberggarten“.



Das Gesellschaftshaus, das in beiden Weltkriegen als Lazarett genutzt wurde, erfuhr mit der

Rückseite des Gesellschaftshauses mit Gartenterrasse zum Klosterberggarten, Foto: Gotthard Demmel.

Gründung der DDR ab 1950 eine neue Nutzung als Haus für Volkskunst und trug bis 1990 den Namen „Haus der jungen Pioniere“, die Gartenanlage dementsprechend die Bezeichnung „Pionierpark“.

In den 1970er Jahren wurde die historische Parkanlage, die von ursprünglich 30 Hektar Fläche durch Umgestaltungen, Randbebauungen und anderen städtebaulichen Veränderungen auf zehn Hektar schrumpfte, in die Denkmalliste der Stadt Magdeburg aufgenommen. Nach 1990 erhielten die Magdeburger ihren „Klosterberggarten“ zurück, und mit gartenbaulichen Maßnahmen gewann er auch sein historisches Aussehen wieder. 1998 wurde der Klosterberggarten in das Landestourismusprojekt „Gartenträume“ aufgenommen.⁷

Unumstritten war der Wunsch nach 1990, das Gesellschaftshaus zu erhalten und zu neuem Glanz zu führen. Das Architekturensemble erfuhr in zwei Etappen bis 2005 eine Grundsanierung und Wiederherrichtung in neuem Glanz. Eine Holzhütte ist es nicht geworden. Der Gartensaal bildet das Prunkstück des neuen „Haus der Musik“, in dem auch das Zentrum für Telemann-Pflege und -Forschung seinen Sitz hat. Hier treffen Gartenträume, Klangbilder und Architekturdetails aufeinander. Heute ist das Gesellschaftshaus untrennbar mit dem Klosterberggarten verbunden. Beide Orte verschmelzen in Magdeburg zu einer kulturellen Einheit.

Der Klosterberggarten gilt als erster Volksgarten seiner Art im deutschsprachigen Raum. Das 200-jährige Jubiläum des Klosterberggartens wird 2025 mit einem Jubiläumsjahr bei zahlreichen Festivals, Konzerten, Lesungen, Führungen, Wandeltheatervorstellungen, Chorperformances und Workshops kulturell und künstlerisch gefeiert und dabei die Möglichkeit bieten, das Kleinod mitten in der Stadt und an der Elbe neu zu erkunden. Viele Magdeburger Kunst- und Kulturschaffende setzen sich mit der Atmosphäre und der Geschichte des Parks auseinander und erschaffen spannende Projekte, sodass die Veranstaltungen vom Telemann-Sommerfest über ein Familienliteraturfest, das Felicia Festival, dendrologische und musikalische Führungen durch den Park bis hin zur Kulturnacht, einer Chorbühne des Chorfestes Magdeburg und einem Wandeltheater der Kammerspiele reichen.

Heike Heinrich

Das gesamte Jubiläumsprogramm zum ersten Volksgarten Deutschlands:

www.park2025.de

www.magdeburg.de/Bürger-Stadt/Klosterberggarten

www.gartentraeume-sachsen-anhalt.de

www.gartentraeume-parks/klosterberggarten-magdeburg.de

⁷ Parkanlagen der Stadt Magdeburg, wie Anm. 3.

Höhepunkte im Parkjubiläumsjahr 2025

1./2. August, 18 und 21 Uhr | Klosterbergegarten

Festival: Stummfilm mit Musik

Die Terrasse des Gesellschaftshauses wird an zwei Sommerabenden zum Open-Air Kino verwandelt, um Stummfilme mit Live-Piano Begleitung zu präsentieren. Mit „Anna Boleyn“ aus dem Jahr 1920 und „The Cameraman“ von 1928 können sich Filmfreunde auf Henny Porten und Buster Keaton freuen. Begleitet werden die Filme vom bekannten Weimarer Komponisten und Stummfilmmusiker Richard Siedhoff.

15. bis 17. August 2025 | Terrasse des Gesellschaftshauses

Der Chorverband Sachsen-Anhalt e. V. präsentiert ein Chorwochenende auf der Terrasse des Gesellschaftshauses mit verschiedenen regionalen Chören und Gastchören sowie Workshops.

29. August 21 Uhr | Klosterbergegarten

„Hyperplexia“ – Remapping des Pianos

Die Performance „Hyperplexia“ besteht aus zwei Flügeln, von denen einer klassisch gespielt wird und der andere mit einem Selbstspielmechanismus ausgestattet ist, der vom Performer auf der Bühne über MIDI-Daten angesteuert wird (Musical Instrument Digital Interface, digitale Schnittstelle für Musikinstrumente).

20. September 2025, 19-0 Uhr | Klosterbergegarten

Kulturnacht

Erleben Sie die Akteurinnen und Akteure der verschiedenen Magdeburger Kulturinstitutionen für einen Abend gemeinsam bei der Magdeburger Kulturnacht. Konzerte, Lesungen, Ausstellungen, Theater, Tanz, Musical, Vorträge, Zauberei, Mitmachaktionen, Party, Walking Acts, Poetry Slam, Diskussionen, Kabarett u. v. m. kann die Nacht bieten und zum Verweilen und Entdecken einladen.

Holocaust der verfemten Literatur

Spuren der Erinnerung an die Bücherverbrennungen in Thüringer Kommunen

Bis auf Allstedt liegen heute Hirschberg/Saale, Oldisleben, Mühlhausen, Hildburghausen, Niedergrunstedt bei Weimar, Kahla, Jena, Erfurt, Altenburg und Nordhausen in Thüringen. Aber was verbindet diese Gemeinden und Städte neben der Tatsache, dass sie vor mehr als 90 Jahren zum Land Thüringen und zu preußischen Gebieten Thüringens gehörten? Hier standen im Jahr 1933 Scheiterhaufen. Zuvor und danach kam es zur „Aussonderung“ mehrerer Tausend Bände von verfemter Literatur in Volksbüchereien, Arbeiter- und Gewerkschaftsbibliotheken, Leihbüchereien sowie in privaten Haushalten von Polizisten, SA-Männern, HJ-Mitgliedern und Studenten. Und wer kann erklären, wo sich die örtlichen Sammelstellen befunden haben, in denen die „undeutschen Bücher“ solange gelagert waren, bis sie an einem bestimmten Tag auf dem Marktplatz, dem Sportplatz, der Hauptstraße oder auf dem Schulhof in die lodernden Flammen geworfen wurden?

In Thüringen ereigneten sich diese verheerenden Vorgänge nicht am 10. Mai 1933, sondern vor und nach der berühmten „Aktion wider den undeutschen Geist“. Das geschah am helllichten Tag und auch abends, von April bis November. Wie bei Volksfesten und Sonnenwendfeiern üblich, war alles bis ins Detail vorbereitet worden: Fackeln, Musik, Bratwürste, Reden. Zahlreiche Schaulustige sangen Volks- und NS-Lieder,



*Bücherverbrennung auf dem Jenaer Marktplatz am 26. August 1933,
Foto: Stadtarchiv Jena.*

als die Bücher „undeutschen Schrifttums“ verbrannt wurden. Lehrer, SA-Mitglieder und Bürgermeister brüllten „Feuerreden“ bei diesen „Kundgebungen“, um den „jüdischen Intellektualismus“ in Deutschland zu vernichten. Wenig später wurden in Gemeinden und Städten Juden, Kommunisten, Sozialdemokraten, Sinti und Roma, Homosexuelle und alle, die nicht in das „Arier“-Muster der NS-Ideologie passten oder Widerstand leisteten, als „Minderwertige“ und „Kriminelle“ verfolgt, in Konzentrationslager deportiert, gequält oder ermordet. Die Bücherverbrennungen 1933 markierten in Thüringen und reichsweit sichtbar und in Zeitungen nachlesbar das Ende von Rechtsstaatlichkeit

und Menschenwürde. Manche sahen den Beginn der Barbarei, so wie Kurt Tucholsky, der im schwedischen Exil am 17. Mai 1933 meinte: „Unsere Bücher sind also verbrannt. In Frankfurt haben sie unsere Bücher auf einem Ochsenkarren zum Richtplatz geschleift“.¹ Der Herausgeber einer Publikation mit dem Titel „Verbrannte Orte. Nationalsozialistische Bücherverbrennungen“ (Wien/Berlin 2024) erfasste von den 150 stattgefundenen Autodafés im damaligen Deutschen Reich fünf der elf nachgewiesenen Thüringer Bücherverbrennungen. Zudem blieben in grundlegenden Darstellungen der deutschen Literaturgeschichte zum „Dritten Reich“ einige „verbrannte Orte“ in Thüringen unerwähnt. Warum sind heute die Spuren der verheerenden Ereignisse im Jahr 1933 und ihre Folgen bis 1945 nur teilweise öffentlich erkennbar? Und wie steht es um die Erinnerung daran in Thüringen?

Regionale Erinnerungskulturen mit ostdeutschen Traditionen

Regionale Initiativen erinnern seit 1989/90 mit Gedenkveranstaltungen, Projekten und Lesungen an verfolgte und ermordete Schriftstellerinnen und Schriftsteller, deren Bücher in Thüringen verbrannt und aus 600 kommunalen Volksbüchereien sowie aus 250 Gewerkschafts- und Arbeiterbibliotheken „ausgesondert“ waren. Jenenserinnen und Jenenser organisierten am 26. August 2023 vor der Stadtkirche, unweit vom Marktplatz, wo 90 Jahre zuvor die NS-Bücherverbrennung stattfand, eine mehrstündige Lesung aus Werken von damals „verbotenen“ Autorinnen und Autoren. In der Südthüringer Kreisstadt Hildburghausen wurde im Mai 2024 in Erinnerung an die Opfer der NS-Bücherverbrennungen vom 22. Mai 1933 auf dem Marktplatz eine Gedenktafel auf Initiative einer Buchhandlung und der Stadtverwaltung eingeweiht. Aus Anlass der Erfurter NS-Bücherverbrennung am 29. Juni 1933 auf dem damaligen Sportplatz unweit der Cyriaksburg wurde im Herbst 2024 ein „Denkort“ geschaffen – initiiert von „Omas gegen Rechts“ und dem Erinnerungsort Topf & Söhne, den Ofenbauern von Auschwitz, und der Stadtverwaltung. Zudem erinnern in Kahla und in Nordhausen Gedenktafeln an die NS-Bücherverbrennungen vom August und November 1933. Mehrere Schulen in Gera, Jena, Erfurt und Hildburghausen führten hierzu Projekte durch.

¹ Tucholsky, Kurt: Brief an Walter Hasenclever am 17. Mai 1933, in: Ders. Briefe, Auswahl 1913 bis 1935, Berlin 1983, S. 305–309, zit. S. 307.

Jene Formen jüngerer Erinnerungskultur stehen in der ostdeutschen Tradition zum „Tag des freien Buches“ (10. Mai 1947) in der damaligen sowjetischen Besatzungszone und zur „Woche des Buches“. Neben Erich Kästner, der in Deutschland geblieben war, erinnerten Autorinnen und Autoren, die aus dem Exil zurückgekehrt waren und in der DDR lebten, an die Verbrechen im Umfeld der NS-Bücherverbrennungen. So verfasste Max Zimmering (1909–1973) im Jahr 1952 das Gedicht „Die Bücher waren stärker“, in dem es u. a. heißt:

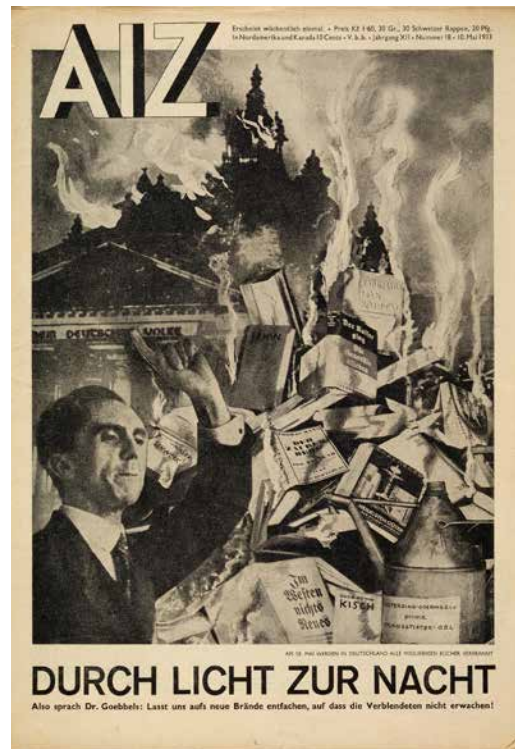
„[...] Denkt an die Bücherberge, / die einst die Flamme fraß, / denkt an Millionen Särge / und Trauer ohne Maß.“²

Geprägt war die hiesige Gedenkkultur zu den NS-Bücherverbrennungen auch von Ausstellungen. Dazu trugen die Fotomontagen von John Heartfield bei, die seit 1956 in Berlin, Erfurt, Halle (Saale) und Weimar gezeigt wurden. Besonders nachhaltig wirkte Heartfields Fotomontage „Durch Licht zur Nacht“ (Arbeiter Illustrierten Zeitung, AIZ, Prag 1933 Nr. 18, 1933) mit der Bildunterschrift: „Am 10. Mai werden in Deutschland alle missliebigen Bücher verbrannt. Also sprach Dr. Goebbels: Laßt uns aufs neue Brände entfachen, auf daß die Verblendeten nicht erwachen.“ Allerdings wurde zu DDR-Zeiten auf den Hinweis verzichtet, dass es zwei öffentlich verwendete Fassungen dieser Fotomontage gab. Neben dem Original aus dem Jahr 1933 existierte eine veränderte Version, die Heartfields Bruder Wieland Herzfelde 1962 herausgegeben hatte. In der 1962 publizierte Fotomontage war gegenüber der Erstveröffentlichung vom Mai 1933 ein Buch herausgeschnitten und ein anderes dafür eingefügt worden: Statt einem Werk von Egon Erwin Kisch wurde von Johannes R. Becher der Buchtitel „Ein Mensch unserer Zeit“ eingesetzt – unkommentiert. Becher war ein von den Nationalsozialisten verfeindeter und verfolgter kommunistischer Autor. Als Präsident des Kulturbundes und DDR-Kulturminister stand er Heartfield und seinem Bruder nahe.

Die unterschiedlichen Formen der Erinnerungskultur in Thüringen nach 1989/90 zum Umgang mit den NS-Bücherverbrennungen erwachsen darüber hinaus aus dem kritischen Umgang mit dem SED-Erbeverständnis zur Aneignung und Re-Lektüre antifaschistischer Exil-Literatur in der DDR, namentlich u. a. Anna Seghers, Bertolt Brecht, Heinrich und Thomas



Gedenktafel für die Opfer der NS-Bücherverbrennung in Hildburghausen am 22. Mai 1933, Foto: privat 2024.



Zeitschrift "AIZ" mit einer Fotomontage von John Heartfield zur Bücherverbrennung, 1933.

DHM Inv.-Nr.: Do 57/27.2 (MfDG).

² Zimmering, Max: Die Bücher waren stärker, in: Ders., Maß und Zeit. Gedichte, Leipzig 1969, S. 104f.

Mann, Ludwig Renn, Bodo Uhse, Arnold Zweig, Johannes R. Becher, Louis Fühnberg. Hingegen wurden jene von den Nationalsozialisten „undeutsch“ Bezeichneten in der DDR als „dekadent-spätbürgerlich“ nach 1949 abgestempelt – wie Joseph Roth, Franz Kafka und der Psychoanalytiker Sigmund Freud. Erst seit den 1970er und phasenweise in den 1980er Jahren wurden ihre Werke von DDR-Verlagen herausgegeben und gelangten wieder in den erweiterten Kanon ostdeutscher Literatur. Das Interesse an einer differenzierten, faktengestützten Auseinandersetzung mit der NS-Kultur- und Literaturgeschichte, die in der Bundesrepublik auch als „Scheiterhaufen-Literatur“ bezeichnet wurde, hat in Thüringen seit 1990 zugenommen. Aber in Archiven, Bibliotheken und Ortschroniken gibt es teilweise Lücken in den Regalen und blinde Stellen in Beständen, u. a. bei Themen zu damaligen Tätern, Denunzianten und Mitläufern. Ob künftig regional hinreichende Rekonstruktionen der Ereignisse im Vorfeld und im Nachgang der elf Bücherverbrennungen und der „Säuberung“ von Volksbüchereien zustande kommen, bleibt offen.

„Literary Holocaust“ nach mehr als 90 Jahren

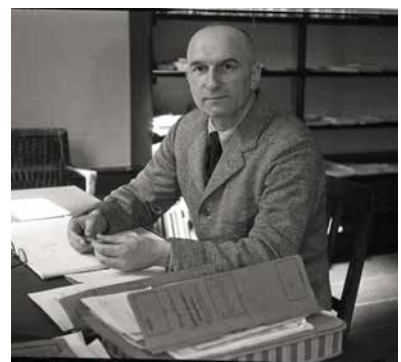
Die weitgehende, über Deutschland hinausreichende Dimension der NS-Bücherverbrennungen im Zuge der vierwöchigen studentischen „Aktion wider den undeutschen Geist“ erkannten vor mehr als 90 Jahren Menschen in New York. Sie bezeichneten das barbarische Treiben in Deutschland und seine weltweiten Folgen als „Literary Holocaust“.

Im Mai 1933 versammelten sich zum „Book-Burning Day“ in Germany rund 100.000 US-Amerikanerinnen und Amerikaner auf den Straßen von New York City zum Protest. Der sechsstündige Marsch richtete sich gegen Antisemitismus und Kulturbarbarei. Thematisiert wurde der „Literary Holocaust“ – die radikale Ausmerzung verfeimter Literatur durch die systematische Verbots- und Verfolgungspolitik der Nationalsozialisten von jüdischen, pazifistischen, marxistischen, feministischen und anderen verfeimten Autorinnen und Autoren, die nach dem Reichstagsbrand am 27. Februar 1933 begann.³

Welches Ausmaß der „Holocaust der verfeimten Bücher“⁴ in Deutschland nicht nur für Heinrich und Thomas Mann hatte, also die NS-Bücherverbrennungen, Bücherverbote und „Säuberungen“ in Volksbüchereien bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs, darauf verwies Werner Treß im Jahr 2009.⁵ Er hatte in einem Verzeichnis die Namen von 407 Autorinnen und Autoren zusammengetragen, die „von den Bücherverbrennungen in Deutschland 1933 betroffen waren“.

Verbrannte „undeutsche Bücher“ auch dort, wo Hitler Beamter werden wollte

Was hierbei allerdings nicht berücksichtigt wurde, sind neue Rechercheergebnisse, die am Beispiel der Bücherverbrennung vor und nach dem 22. Mai 1933 in Hildburghausen belegen, dass selbstermächtigte völkisch-nationale Fanatiker und pronationalsozialistische Bibliothekare keine Grenzen kannten, die „Schwarzen Listen“ der Thüringer NS-Landesregierung vom April 1933 nicht hinreichend akzeptierten und nicht Halt machten vor der Indizierung der literarischen Werke „arischer“ Schriftsteller, wie Stefan George (1868–1933) und Ricarda Huch (1864–1947). Weder in den „Säuberungslisten“ der Thüringer NS-Regierung zum „Aufbau des Bücherbestandes der deutschen Volksbücherei nach volksbiologischen und nationalpolitischen“ (März 1933), noch in den „Thüringer Richtlinien für die thüringischen Volksbüchereien“ (April 1933) und auch nicht in den Listen des „Ausschusses zur Neuordnung der Berliner Stadt- und Volksbüchereien“ (April/Mai 1933) waren



Armin Götz (1886–1965),
Foto: Stadtmuseum Hildburghausen.

3 100.000 March here in 6-Hour Protest over Nazi Policies, in: New York Times, 11. Mai 1933, S. 1, Book-Burning Day, in: New York Times, 11. Mai 1933.

4 Gay, Peter: Die Moderne. Eine Geschichte des Aufbruchs, Frankfurt a. M. 2009, S. 458.

5 Treß, Werner: Verbrannte Bücher 1933, Bonn 2009, S. 629–635.

die Namen von Ricarda Huch und Stefan George erfasst. Umso erstaunlicher war, was in der Südthüringer Kreisstadt nunmehr vorging, nachdem im Jahr 1930 der Thüringer NS-Innenminister Wilhelm Frick vergeblich versucht hatte, Hitler in Hildburghausen eine Beamtenstelle als Gendarmenriekommissar zu verschaffen, damit der Österreicher mittels zuerkannter deutscher Staatsbürgerschaft wählbar ist.

Wenige Tage vor der Bücherverbrennung auf dem Marktplatz in der Südthüringer Kreisstadt Hildburghausen traf im Mai 1933 bei Bürgermeister Dr. Zschaek ein merkwürdiges Schreiben ein. Die „Landesstelle für volkstümliches Bücherwesen und Jugendschrifttumspflege“ aus Gera war von einem Hildburghäuser Lehrer (NSDAP-Mitglied) über die „öffentliche Verbrennung von Büchern“ informiert worden, die „aus der Stadtbücherei entfernt worden sind“.⁶ Mit „tiefem Befremden“ stellte Dr. Kurd Schulz, Leiter der Landesstelle, fest, dass die in Hildburghausen „ausgesonderten“ Werke nicht mit den seit Anfang April 1933 gültigen „Richtlinien über die Neugestaltung der Volksbüchereien“ der Thüringischen Regierung entsprachen. „Es ist mir“, so Schulz, „unverständlich, aus welchen Gründen dort in Hildburghausen die Verbrennung des Werkes von Ricarda Huch und Stefan George verlangt wird, zwei Dichter, die der preußische Kultusminister Dr. Bernhard Rust als würdig für die Repräsentation der deutschen Dichtung in der deutschen Dichterakademie befunden hat. Und auch eine Reihe weiter dort aufgeführter Autoren ist keinesfalls als schädlich oder bedenklich zu bezeichnen.“⁷ Eine „Kommission“ der Stadtbücherei, bestehend aus Arnim Götz, dem nebenamtlichen Leiter, einer Verwaltungsangestellten, Studenten, und mehreren Lehrern, hatte – nach dem Aufruf von Studenten des Technikums – eine Liste mit 141 „auszusondernden“ Werken für die Bücherverbrennung am 22. Mai 1933 erstellt, die nicht den „Richtlinien“ der Thüringer NS-Regierung entsprach. Aber Schulz sah hierbei keine Willkür des Vorstandes der Volksbücherei. Bedauernd meinte er: „Einzelaktionen wie die dort eingeleitete[n] stören nur die gesamte Arbeit und verbrauchen unsere Arbeitskraft und Arbeitsfreude für Dinge, für die wir jetzt wirklich keine Zeit haben. [...] Ich verweise gerade in diesem Zusammenhang auf die kürzlich in Berlin erfolgte Verbrennung von undeutscher Literatur durch die Studenten – bei der wirklich ein Blick für das Wesentliche der neuen Einstellung bewiesen wurde, den wir nur bejahen können.“⁸ Doch entgegen der amtlichen Vorgabe aus Gera wurden 141 „undeutsche“ Werke aus den Beständen der Stadtbücherei „ausgesondert“ und am 22. Mai 1933 öffentlich verbrannt, die vom „Stadtbüchereiausschuss“ nach dem 6. April 1933 in Hildburghausen ausgewählt wurden. Dieses städtische Gremium nahm sich dem „gesamten Aufbau der Bücherei“ an. Bürgermeister Dr. Zschaek bestätigte die „Sichtung des Büchereibestandes“.⁹

Bis heute konnte zwar die Liste zur „Aussonderung“ mit Namen darüber hinaus gehender „verbotener“ Autorinnen und Autoren der Hildburghäuser Ausschussmitglieder nicht ermittelt werden. Aber auch zugängliche Dokumente im Kreisarchiv zur Stadtbücherei Hildburghausen belegen, dass nach der Bücherverbrennung am 22. Mai 1933 die „Säuberung“ der Buchbestände von „undeutschen Schriften“ umfassend und bis zur kriegsbedingten Schließung dieser Kultureinrichtung fortgesetzt wurde.



Der Römhilder Lehrer Erich Frank (1891–Sterbedatum unbekannt) hielt die antisemitische „Feuerrede“ am Abend des 22. Mai 1933 auf dem Marktplatz in Hildburghausen im Beisein von mehreren Hundert Schaulustigen. (Bildnachweis: Erich Frank, Landesarchiv Thüringen – Hauptstaatsarchiv Weimar, Personalakten aus dem Bereich Volksbildung Nr. 6716, Bl. 12r.)

6 Stadt- und Kreisbibliothek Hildburghausen, Akte ohne Sig., B I. S. 68f.

7 Ebd.

8 Ebd.

9 Ebd., Bl. 55, Bürgermeister Dr. Zschaek an Oberlehrer Keidel, Hildburghausen [Stadtbüchereiausschuss], den 7. April 1933.



Otto Stock (1902–1948), Lehrer in Heldburg, SA-Mitglied, im Jahr 1932. Er war berüchtigt für seine Prügeleien, 1948 beging er Selbstmord, Foto: Stadtmuseum Hildburghausen.

In Hildburghausen wurden zum Beispiel im Jahr 1935 weitere Werke „zersetzender“ Autoren ausgesondert, die auf „Schwarze[n] Liste[n]. Schöne Literatur“ nationalsozialistischer Bibliothekare und Institutionen aufgeführt waren. Dazu zählten u. a. von Thomas Mann der Roman „Der Zauberberg“ (1924), die Erzählung „Tod in Venedig“ (1911), die Novelle „Der kleine Herr Friedemann“ (1898), der Roman „Königliche Hoheit“ (1909), von Bruno Frank die Erzählungen „Trenck“ (1926) und „Politische Novelle“ (1928) sowie von Harry Graf Kessler die Biografie „Walther Rathenau“ (1928). Diese weitergehenden „Säuberungen“ gingen auf Anweisungen der Landesstelle für volkstümliches Büchereiwesen zurück, die dem NS-Volksbildungsministerium in Weimar unterstellt war. Die Leitung der Hildburghäuser Bücherei folgte diesen NS-staatlichen Vorgaben bei der radikalen sogenannten Säuberung ihrer Bestände. Ein Fünftel des Büchereibestands wurde bis 1945 „ausgesondert“.

Die Bücherverbrennung am 22. Mai 1933 fand ein Presseecho. Die „Eisfelder Zeitung“ und die „Mitteldeutsche Zeitung“ (Erfurt) berichteten gleichlautend am 23. Mai 1933 unter der Rubrik „Undeutsche Bücher in Flammen“ vom „Aufruf der nationalsozialistischen Studierenden“, dem die Einwohnerschaft zur Bücherverbrennung auf dem Marktplatz folgte. Eine „große Anzahl Bücher und Schriften“ – von „Studierenden gesamt-

– sowie „rote Fahnen“ wurden in die Flammen geworfen. Was diese Zeitungen dabei verschwiegen, war aber in Hildburghausen bekannt. Neben den 141 „undeutschen Büchern“ aus der Volksbücherei kamen zur Bücherverbrennung auch aus einer „Kohlenhandlung“ mit „Pferden bespannte[-] Plattenwagen“ zum Markt, die mit Büchern beladen waren. So erinnerte es später Günther Deicke (1922–2006) als Augenzeuge.¹⁰ Eine weitere Augenzeugin berichtete einen Tag nach der Bücherverbrennung vom „riesigen Feuer“ auf dem Marktplatz, bei dem nach der „Feuerrede“ des Lehrers Erich Frank (1891–Sterbedatum unbekannt) von SA-Mitgliedern das Lied „Flamme empor“ gesungen wurde. Dabei sei wie im Mittelalter bei drohenden Stadtbränden „Feurio! Feurio“ gerufen worden. Aber die „Leute hätten gelacht“. Daraufhin brüllte der SA-Sturmführer Otto Stock (1902–1948): „Das ist ein feierlicher Augenblick! Unterlassen Sie gefälligst das Lachen! Wir verbrennen hier artfremde Literatur! Das ist ein feierlicher Augenblick!“¹¹ Und nach 1945 hinterließ Arnim Götz (1886–1965), Volksschullehrer, Leiter der städtischen Volksbücherei, Mitglied des Indizierungsausschusses, hierzu eine Erinnerung: „Man muß dabei gewesen sein, wie den Lesern die Augen überliefen, als ihre Bücher, von ihnen geliebt, von den [...] Machthabern geschmäht, in Flammen aufgingen.“¹²

Angesichts lauter werdender Schlussstrichforderungen, verstärkt wahrnehmbarer Holocaustleugnungen und zunehmender Versuche zur Verharmlosung der Verbrechen in Deutschland von 1933 bis 1945 ist es offenkundig, dass erinnerungskulturelle Projekte und Publikationen aus der Mitte der Gesellschaft gefragt sind.

(Für die freundliche Bereitstellung von Archiv- bzw. Bildmaterial danke ich dem Stadtmuseum Hildburghausen, der Stadt- und Kreisbibliothek Hildburghausen, dem Kreisarchiv Hildburghausen, dem Stadtarchiv Jena sowie dem Landesarchiv Thüringen – Hauptstaatsarchiv Weimar).

Burkhard Stenzel

10 Deicke, Günther: Feuer hinterm Horizont, in: Neue Deutsche Literatur, 31. Jg., H. 5, Mai 1983, S. 114–115, zit. S. 114.

11 Ebd., Anm. 10.

12 Götz, Arnim: Festwoche des Kulturamts der Stadt Hildburghausen 1946, in: Bestände des Stadtmuseums Hildburghausen.

Ein Holländer zieht in die Musikstadt Leipzig

Eine Monografie über Paul de Wit



*Paul de Wit spielt die Viola da gamba, 1894,
© Museum für Musikinstrumente der Universität
Leipzig.*

Forschen bedeutet, in eine andere Welt und in eine längst vergangene Zeit einzutauchen. Es war an der Zeit, endlich das Leben und Werk von Paul de Wit (1852–1925) zu ergründen, schließlich werden seine Publikationen noch immer zitiert, sogar nachgedruckt, sein Name in internationalen Fachlexika erwähnt. Eine Würdigung dieses bedeutenden und vielseitigen Mannes fehlt bislang, vielleicht auch deshalb, weil weder von ihm noch von seiner Familie, seinem Verlag oder seiner Sammlung ein geschlossener Nachlass oder ein Archiv erhalten ist. Die wenigen Lexikonartikel über ihn sind unvollständig, basieren eingeschränkt auf dem Nekrolog von 1925 oder widmen sich nur einem Teil seines Schaffens.

Eine internationale Arbeitsgruppe sichtet seit 2021 systematisch Archive in Deutschland, Belgien, Frankreich, England, Italien, den Niederlanden, Österreich, Polen, der Schweiz und den USA. Sie haben sich zur Aufgabe gemacht, die Bedeutung Paul de Wits neu zu bewerten, das Wissen über sein Leben, Werk und Wirken zu aktualisieren und in einer eigenständigen Publikation zu veröffentlichen. Natürlich wollte man mehr als nur Fakten zu seinem Leben oder Hinweise auf seine Unternehmensgründung bieten. Die Forschergruppe interessierte sich auch für sein fachliches Konzept, seine Mitarbeiter, sein internationales Netzwerk, mehr noch: für den Menschen, seine Herkunft und Familie, seine Interessen, seine Stärken und Schwächen, seine Träume, seine finanziellen Verhältnisse. Entstanden ist eine fachlich fundierte und zugleich spannende, reich bebilderte Publikation in sieben Kapiteln und über 50 Beiträgen namhafter Autorinnen und Autoren; sie wird im Herbst 2025 in Druck gehen und im Frühjahr 2026 erhältlich sein.

Familie und erste Berufserfahrungen

Paul de Wit stammte aus einer wohlhabenden Maastrichter Händlerfamilie, er sollte die Tradition weiterführen und eine solide Ausbildung erhalten; nach einer dreijährigen Handelsschule folgte eine ebenso lange praktische Ausbildung. In der zeitgenössischen Literatur wird betont, wie wichtig es sei, die Lehre früh zu beginnen, am besten mit 16 oder 17 Jahren. Um später selbständig arbeiten zu können, müsse der Lehrling „ein Jahr im Laden, vielleicht ebenso lange im Lager und den Rest im Comptoir beschäftigt“ sein.¹ Derselbe Autor schreibt weiter: „Nichts ist aber geeigneter, als eine Art Gegengewicht gegen die Last der Arbeit zu wirken, als die Beschäftigung mit der Kunst. Damit aber die Kunst, speziell die Musik, diesen segensreichen Einfluß ausüben kann, muss sie schon in der Kindheit oder frühen Jugend geübt werden.“² Der junge Paul erhielt Cellounterricht bei den besten Lehrern Maastrichts und träumte von einer Karriere als Musiker.

¹ Barnewitz, B.: Beruf und Bildungsgang des Kaufmanns, in: Die Berufsarten des Geschäftslebens, Darmstadt, 1870, S. 91.

² Ebd., S. 85.

Da sein Vater die künstlerischen Ambitionen seines Sohnes nicht unterstützte, begann Paul de Wit seine berufliche Laufbahn als Kaufmann und eröffnete im Januar 1875 eine Wein- und Likörhandlung in Aachen. Er handelte mit heimischen Weinen und Spirituosen und erweiterte sein Angebot bald um ausländische Weine, Champagner, holländischen Kaffee und Tee. Nach zwei Jahren mehrten sich die Anzeichen für sein nachlassendes Interesse am Handel, während seine Auftritte als Cellist zunahmen. Seit 1877 trat Paul de Wit auch als Solist in Konzerten mit dem Orchester des Aachener Instrumentalvereins auf, zudem als Mitglied eines Trios. Er trug sich mit dem Gedanken, Aachen zu verlassen und sich beruflich neu zu orientieren.

Heirat

Anfang Januar 1882 schreibt Paul de Wit an seine in Düsseldorf lebenden Verwandten, auf ihre neugierige Frage antwortend: „Ich bin nach wie vor Junggeselle, habe auch noch keine Wahl getroffen da ich ja für mich genug habe aber eine Frau nicht ernähren kann.“³ Bald änderte sich das: Er hatte ein sicheres Einkommen, konnte sich eine größere Wohnung und eine besondere Leidenschaft leisten: das Sammeln alter Musikinstrumente.

In Leipzig lernte Paul de Wit Emma Gießler (1859–1915) kennen. Sie stammte aus einer kinderreichen, in bescheidenen Verhältnissen lebenden Familie aus Gräfinau bei Ilmenau. Ihr Vater war Handarbeiter und hatte 1852 geheiratet. Emma war das sechste von elf Kindern, sie arbeitete später wie alle ihre unverheirateten Schwestern als Dienstmädchen. Als ihre Mutter starb, war sie 16 Jahre alt, ihre ältere Schwester war bereits aus dem Haus, die jüngste erst fünf Jahre alt. Ihre Hilfe im Haushalt und bei der Kindererziehung war unentbehrlich. Im November 1879 gebar sie einen unehelichen Sohn, er lebte nur ein halbes Jahr. Irgendwann kam sie nach Leipzig und fand eine Anstellung in einem Haushalt in der Südvorstadt. Nur 450 Meter lagen 1884 die Meldeadressen von Paul de Wit und Emma Gießler voneinander entfernt. Wo lernten sie einander kennen? Wie wurden sie zu einem Paar?

Paul de Wits Verlag arbeitete erfolgreich, und er konnte allmählich ans Heiraten denken. Im Januar 1885 schrieb er noch seinem Cousin, dass das Sammeln von Musikinstrumenten seine „einzige Passion [sei], sie ersetzen mir Frau und Kind“⁴. Bald änderte sich die Situation, Anfang 1886 erschien das Aufgebot, Paul und Emma heirateten am 4. Februar 1886. Über das Ehepaar de Wit ist wenig überliefert. Gelegentlich werden in Briefen gemeinsame Reisepläne erwähnt, so z. B. Mitte September 1892, als Paul de Wit mit seiner Frau eine Reise nach Wien plante, um gemeinsam die Internationale Musik- und Theaterausstellung zu besuchen. Die Reise wurde jedoch wegen der Cholera-Gefahr abgesagt. Anfang des Jahres 1900 verbrachte seine Frau der „Familienverhältnisse halber“ einige Tage in Düsseldorf, so bat Paul de Wit seinen Verwandten Carl Peters, ihr „ein feines, modern eingerichtetes Hotel [zu besorgen], wo meine Frau gut aufgehoben ist und nichts von ihrer sonstigen Bequemlichkeit entbehrt. Selbstredend wird meine Frau Euch einen Besuch abstatten und die früheren so engen Freundschaftsbande wieder neubeleben. Ich stecke so in der Arbeit, dass ich meine Frau leider nicht begleiten kann.“⁵ Emma de Wit machte sich im Januar allein auf den Weg und reiste über Hildesheim nach Düsseldorf, wo sie die Familie Peters besuchte, um von dort aus zu Verwandten nach Aachen und Maastricht zu fahren.

Am 3. April 1895 bezogen Paul und Emma de Wit eine große Wohnung in der Jacobstraße 1 im Zentrum Leipzigs. Sie waren nun seit neun Jahren verheiratet, hatten aber noch keine Kinder. Schon lange hatten sie über eine Adoption nachgedacht, da dies Emmas Herzenswunsch war. Mit dem Umzug in die neue Wohnung kam das Thema wieder auf die Tagesordnung. Paul de Wit erkundigte sich nach den Regularien, seine Wohnung war groß genug, er hatte ein sicheres Einkommen. Es stellte sich heraus, dass er auch die sächsische Staatsbürgerschaft beantragen musste und dafür eine Reihe von Bescheinigungen, Zeugnissen usw. aus den Niederlanden zu beschaffen waren. Die Akte ist erhalten geblieben, so dass wir wissen, dass die Unterlagen vorgelegt, der Wunsch aber nicht erfüllt wurde: „Der Schritt sei völlig aussichtslos, es sei noch keinem Ausländer gelungen, die sächsische Staatsangehörigkeit und das Leipziger Bürgerrecht zu erlangen“⁶, erklärte man fünf Jahre später dem enttäuschten Antragsteller.

3 de Wit, Paul: Brief an Carl Joseph Peters, 07.01.1882, Stadtarchiv Düsseldorf, Nr.4-61-0-30071.

4 de Wit, Paul: Brief an Carl Joseph Peters, 20.01.1885, Stadtarchiv Düsseldorf, Nr.4-61-0-30073.

5 de Wit, Paul: Brief an Carl Joseph Peters, 15.01.1900, Stadtarchiv Düsseldorf, Nr. 4-61-0-30074.

6 Stadtarchiv Leipzig, Bestand 0056 Wahl- und Listenamt, Naturalisationsakte, W 903.

Der Sammler und Geschäftsmann

Der gelernte Kaufmann Paul de Wit war wohlhabend, er verfügte 1913 über ein Vermögen von 284.000 Mark, wie aus einem Hamburger Dokument hervorgeht. Im Widerspruch dazu steht allerdings, dass er nur sieben Jahre zuvor seine Sammlung für eine halbe Million Mark verkauft hatte. Der Schluss liegt nahe, dass sein Vermögen langsam dahinschmolz. Und es sollte noch schlimmer kommen: Es war die Zeit der Weltwirtschaftskrise, der Verlag machte Verluste, die de Wit mit seinem Privatvermögen auszugleichen versuchte. Seine große Etagenwohnung, in der er seit 1915 nach dem Tod seiner Frau allein lebte, musste er aufgeben. Nachdem er den Rest seiner Sammlung und die Wohnungseinrichtung verkauft hatte, wohnte er ab Anfang Oktober 1918 in bescheidenen Verhältnissen neben den Verlagsräumen.

Er war ein Visionär und auf vielen Gebieten ein Pionier. Er war stolz auf seinen Verlag und auf die Sammlungen, die er seit 1882 zusammengetragen und seit 1887 öffentlich ausgestellt hatte und die den Grundstock für die berühmten Musikinstrumentenmuseen in Leipzig und Berlin bildeten. Er betrieb eine Restaurierungswerkstatt und einen Instrumentenverleih, entwarf 1906 ein Cembalo für die Historischen Konzerte und ermöglichte damit als einer der Ersten die Aufführung Alter Musik auf Originalinstrumenten. Sein Fachwissen wurde international geschätzt; die in seinem Verlag erschienenen Fachbücher, die „Zeitschrift für Instrumentenbau“, die Weltadressbücher und seine Kataloge sind weltweit in Bibliotheken zu finden und bilden bis heute eine unverzichtbare Quelle für die Erforschung der Geschichte des Instrumentenbaus. Paul de Wit starb am 10. Dezember 1925 in Leipzig an „Herzschlag“⁷.

Das reich bebilderte Buch (210 x 280 mm) mit ca. 600 Seiten und 51 Aufsätzen in deutscher oder englischer Sprache wird im Frühjahr 2026 erscheinen und neue Erkenntnisse zu Leben, Werk und Wirken von Paul de Wit enthalten und zugleich einen besonderen Blick auf die pulsierende Musik- und Buchstadt Leipzig zwischen 1880 und 1925 bieten.

Eszter Fontana

Literatur:

Fontana, Eszter/Märker, Michael (Hg.): „...und diene treu der Musik“. Paul de Wit – Musiker, Sammler, Verleger.

Kontakt: Prof. Dr. Eszter Fontana, e.fontana@gmx.de, Vorbestellung: pdw1925@uni-leipzig.de



Titelblatt des ersten Bandes der Zeitschrift für Instrumentenbau, 1880.

⁷ Leipziger Tageblatt und Anzeiger, 11.12.1925, S. 4.

Melli Beese: Zum Fliegen geboren

Als Amelie Hedwig Beese am 13. September 1886 zur Welt kam, hätte wohl niemand gedacht, dass sie einmal Deutschlands erste Fliegerin werden würde. Sie wurde in Laubegast bei Dresden als einzige Tochter des Steinmetzen, Baumeisters und Architekten Richard Beese und dessen zweiter Frau Alma, der Tochter eines Radeberger Stadtrats und Bäckereibesitzers, in großbürgerliche Verhältnisse hineingeboren. Amelie, genannt Melli, war die Lieblingstochter ihres Vaters, hochbegabt auf mehreren Feldern und von den wohlhabenden und aufgeschlossenen Eltern in jeder Hinsicht gefördert. Sie spielte Klavier, Geige, Laute und sprach angeblich sieben Sprachen. Sie muss auch eine gute Stimme gehabt haben, denn nach einem Vorsingen an der Dresdener Hofoper erhielt sie das Angebot, ihre Stimme kostenlos ausbilden zu lassen. Ihr Vater hielt jedoch die bildhauerische Begabung seiner Tochter für stärker. Zur Bildhauer-Ausbildung waren Frauen im Kaiserreich aber noch nicht zugelassen; also bewarb sich die junge Frau nach einem Jahr Unterricht beim Dresdener Bildhauer Heinrich Wedemeyer erfolgreich an der Königlichen Akademie der Freien Künste in Stockholm. Hier fand sie Freunde und wurde eine begeisterte Hochsee- und Eisseglerin. Daneben verfolgte sie mit steigendem Interesse die Nachrichten über die technischen Fortschritte in der Aviatik, besonders die Berichte über die Flugversuche der Gebrüder Wright in den USA faszinierten sie. Als sie 1910 wieder nach Dresden zurückkehrte, hatte der Funke längst gezündet, und sie „wollte fliegen lernen – das war auch alles von dem ich wußte, dass ich es wollte“.¹



*Melli Beese in ihrem Flugzeug
Rumpler-Taube, 1911.*

*Melli Beese, o. J., © Bundesarchiv,
Bild 183-1983-0617-302 /
CC-BY-SA 3.0.*

An der Technischen Hochschule in Dresden hörte sie als Gast Vorlesungen in Flugzeugmechanik und -technik, Mathematik und Schiffsbau, um sich die technischen Grundlagen der Fliegerei anzueignen. Begeistert wurden ihre Ambitionen vermutlich durch die ersten Frauen, die sich in Flugzeuge wagten; so Beeses Kollegin Thérèse Peltier, ebenfalls ausgebildete Bildhauerin, die sich als erste Frau 1908 zu ihrem Freund Léon Delagrange ins Flugzeug wagte, nach dessen Absturz allerdings darauf verzichtete, selbst Pilotin zu werden. Raymonde de Laroche erwarb 1910 als erste Frau der Welt die Fluglizenz, gefolgt im gleichen Jahr von der Krankenschwester Marie Marvingt.

Beeses Eltern akzeptierten schweren Herzens den Wunsch der Tochter und übernahmen die hohen Kosten für die Pilotenausbildung: Dafür wurden 3.000 Mark plus 1.000 Mark Bruchversicherung fällig – fliegen war noch ein sehr elitäres Unterfangen.

Zunächst musste die junge Frau sich aber einen Ausbildungsplatz als Flugschülerin suchen. Melli Beese versuchte es auf dem erst 1909 gegründeten Flugplatz in Johannisthal bei Berlin, wo mehrere Flugschulen ansässig waren. Erst bei der dritten Flugschule fand Beese einen Lehrer, der sie schließlich als Schülerin akzeptierte. Trotzdem hieß es weiter warten. Noch steckte die Technik so sehr in den Kinderschuhen, dass nur bei Windstille überhaupt geflogen werden konnte: Nur wenn „ein gefaltetes, in die Luft gehaltenes Taschentuch sich nicht bewegt“, wurde überhaupt gestartet. Entsprechend viel Zeit verbrachten die Flugschüler mit Herumsitzen oder beschäftigten sich mit Bau- und Reparaturarbeiten an den noch fragilen Fluggeräten aus Holz, Leinwand und Drähten. Die dabei gewonnenen Kenntnisse sollten Beese später noch von Nutzen sein. Zwar kam sie gut mit den Arbeitern und Monteuren klar, große Widrigkeiten bereiteten ihr die männlichen Flugschüler: Sie hielten Frauen für ungeeignet und unfähig, Flugzeuge zu führen. Sie nahmen die junge Frau

¹ Beese, Melli: Unser Flugplatz – In memoriam, zitiert nach: Pfister, Gertrud: Fliegen – ihr Leben: Die ersten Pilotinnen, Berlin 1989, S. 58. Die ausführlichste Darstellung zu Beeses Leben bietet Spitzer, Barbara: Melli Beese. Bildhauerin, Pilotin – eine ungewöhnliche Frau, hg. vom Bezirksamt Treptow als Begleitbuch zur gleichnamigen Ausstellung, Dresden 1992.

als unerwünschten Eindringling wahr, und so versuchten sie, ihr den Platz im Flugzeug streitig zu machen. Dazu kam noch Pech: Schon Beeses zweiter Flug scheiterte wegen eines Motorschadens am 12. Dezember 1910 – die Maschine stürzte aus 20 Metern, nach anderen Angaben aus 50 Metern Höhe ab. Während der Fluglehrer unverletzt blieb, erlitt Beese einen fünffachen Beinbruch sowie Nasenbeinbrüche. Gegen die Schmerzen erhielt sie das damals gängige Morphin – der Beginn ihrer lebenslangen Sucht. Der abergläubische Fluglehrer sah sich in seinen Vorurteilen bestätigt und weigerte sich, sie weiterhin zu unterrichten.

Beese war aber nicht bereit, ihr Ziel so schnell aufzugeben. Nachdem sie sich im Elternhaus von ihren Verletzungen erholt hatte, kehrte sie nach Johannisthal zurück und unterschrieb 1911 bei den Rumpler-Werken einen Schulungsvertrag. Ihr neuer Fluglehrer Hellmuth Hirth, erfolgreichster Flieger seiner Zeit, stand Frauen im Flugzeug ebenfalls ablehnend gegenüber und nahm Beese nur widerstrebend auf Druck Rumplers als Schülerin an. Denn Firmengründer Eduard Rumpler witterte einen Publicity-Erfolg, wenn er eine Pilotin bei seinen Flugschauen auftreten ließe. Doch auch hier sah sie sich wieder mit den Aversionen und Vorurteilen weiblichen Piloten gegenüber konfrontiert. Der unliebsamen Konkurrentin wurden Zündkerzen und Benzinleitungen ausgetauscht, die Steuerung wurde manipuliert oder gar der Benzintank entleert. Einmal wurde sogar die Verspannung der Tragflächen gelöst, was einen Absturz zur Folge gehabt hätte, wenn Beese es nicht rechtzeitig bemerkt hätte. Fluglehrer Hirth sprach verharmlosend von einem „Streich von Männern, einer Frau gespielt, die unerlaubt in ein Männern vorbehaltenes Revier eingedrungen ist“.²

Beese flog jetzt auf einem neuen Fluggerät, der sogenannten „Rumpler-Taube“; die kleine, leicht zu steuernde Maschine war in der Weimarer Republik so populär, dass die Firma Manoli sogar eine Zigarette nach ihr benannte. Gewarnt durch die Missgunst und die fortdauernden Attacks der männlichen Konkurrenz legte sie am 13. September 1911, ihrem 25. Geburtstag, frühmorgens, ehe ihre Mitschüler überhaupt auf dem Flugfeld auftauchten, ihre Flugprüfung erfolgreich ab und erhielt als erste deutsche Frau ihre Flugzeugführerlizenz mit der Nr. 115. Kurz darauf stellte sie, trotz ihrer Unerfahrenheit und geringen Flugpraxis, während der Johannisthaler Flugtage mit einer Flugdauer von zwei Stunden und neun Minuten einen Dauerweltrekord für Frauen auf. 1912 gelang ihr dann ein neuer Höhenweltrekord mit Passagier von 825 Meter (bis dahin 400 Meter).

Beeses eigene Erfahrungen als Flugschülerin veranlassten sie, Anfang 1912 mit finanzieller Unterstützung ihrer Mutter und des Odol-Fabrikanten Karl August Lingner ihre eigene Flugschule, die Melli Beese GmbH, zu gründen; zusammen mit den Fliegerkollegen Charles Boutard und Hermann Reichelt ließ sich die Firma ebenfalls in Johannisthal nieder. Jeder der drei Gründer brachte ein Fluggerät in die Neugründung ein, Beese ihre alte Rumpler-Taube. Sie wollte „den in vielen Beziehungen unregelmäßigen Zuständen in manchen Flugschulen dadurch ein Ende zu machen, dass ein wirklich ordnungsgemäßes und straff geordnetes Institut die Ausbildung zum Flieger nach festgesetzten Grundsätzen übernimmt. Vor allem soll der Unterricht schnell erfolgen, und zwar auf Wunsch auf Maschinen verschiedener Gattung...“.³ Sie wollte bewusst nur so viele Schüler annehmen, wie sie und ihre Kollegen bewältigen konnten, „so wird der fast überall eingerissene Übelstand entfallen, dass die Schüler Wochen und Monate auf dem Flugplatz verweilen, ohne überhaupt zum Fliegen zu kommen. Die infolge der Witterungsungunst nun einmal unvermeidlichen Ruhepausen werden in meiner Schule dadurch ausgefüllt werden, dass den Schü-



Melli Beese auf ihrem Rumpler-Taube-Flugzeug in Johannisthal.
Die erste deutsche Frau im Besitz eines Flugzeugführerzeugnisses.

2 Probst, Ernst: Königinnen der Lüfte in Deutschland, München 2010, S. 21.

3 Aus einer Werbeschrift Beeses für ihre Flugschule, zitiert nach Pfister, (s. Anm. 1), S. 53.

lern theoretische Unterweisungen gegeben werden und ihnen die Möglichkeit gelassen wird, sich in den Werkstätten an praktischen flugtechnischen Arbeiten aller Art zu beteiligen. Hinsichtlich der Berechnung des von den Schülern etwa verursachten Bruchschadens werde ich, völlig abweichend von der Praxis der schon bestehenden Flugschulen, lediglich die mir selbst entstandenen Kosten für Material und Arbeitslohn berechnen“.⁴ Dank der günstigen Konditionen fanden sich bald ausreichend Schüler ein; sechzehn Flugschüler bildete die Schule in den wenigen Jahren ihres Bestehens aus. Daneben betätigte sich Beese auch als Flugzeugkonstrukteurin: Sie entwickelte neue Flugzeugmodelle und meldete mehrere Patente an, z. B. für ein zerlegbares Flugzeug, ein Leichtflugzeug und ein Wasserflugzeug sowie einen Mechanismus zur sicheren Navigation in der Luft.

Mit der zum Preis von günstigen 12.000 Mark auf den Markt gebrachten Beese-Taube gelang dem jungen Unternehmen auch ein geschäftlicher Erfolg. Die Beese-Taube war eine modifizierte Rumpler-Taube, die einige aus Frankreich übernommene Veränderungen aufwies und deren Design Beese durch eigens entworfene Teile verbessert hatte. Im Januar 1913 heirateten Melli Beese und Charles Boutard; Beese wurde dadurch französische Staatsbürgerin.

Bedingt durch die politische Großwetterlage entwickelte sich das Flugwesen in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg in eine Richtung, die kleinere Unternehmen wie die von Melli Beese benachteiligte: Das Flugwesen wurde zunehmend von finanziellen und militärischen Interessen geprägt und rückte als potenzielle Waffe in die Rolle eines Spekulationsobjekts. Beispielsweise wurde die Melli Beese GmbH von der Teilnahme an der 1912 ausgeschriebenen „Nationalflugspende“, die die Weiterentwicklung der deutschen Flugzeugindustrie befördern sollte, ausgeschlossen. Dabei hätte eine derartige Unterstützung gerade auch kleineren Unternehmen ermöglicht, ihre Ideen weiterzuverfolgen. Beese und Boutard setzten daraufhin große Hoffnungen auf das von Beese selbst konstruierte Flugboot, das bereits für eine Flugschau im Hafen von Warnemünde lag. Doch die Kriegserklärung vom 1. August 1914 machte alle ihre Hoffnungen zunichte: Beese und Boutard wurden als feindliche Ausländer verhaftet, ihr Flugboot von den Behörden zerstört. Die zivile Luftfahrt wurde verboten, und als Militärpilotinnen waren Frauen unerwünscht. Das Ehepaar musste die gutgehende Fabrik sowie die Flugschule schließen, deren Gelände sie nicht mehr betreten durften. Boutard wurde interniert, Beese unter Hausarrest gestellt, nach Boutards Entlassung wurden beide in Wittstock/Dosse interniert, wo sie isoliert und misstrauisch beäugt, an Tuberkulose erkrankten. Beese griff erneut zu Morphinum. Als sie nach Johannisthal zurückkehrte, musste sie feststellen, dass die Flugzeughangars geräumt und die Flugzeuge demontiert worden waren. Laut dem Versailler Vertrag von 1919 wurden dem Deutschen Reich Luftstreitkräfte verboten, Beese war ruiniert. Fünf Jahre nach Kriegsende wurden ihr endlich 80.000 RM Entschädigung für Fabrik und Fluggerät zugesprochen, während Boutard nach Frankreich abgeschoben wurde und sich dort für sein Verbleiben in Deutschland rechtfertigen musste. Noch einmal versuchte Beese mit Hilfe ihres Mannes einen Neuanfang. Nach Boutards Rückkehr nach Deutschland wollten Beese und Boutard zu zweit mit zwei Flugzeugen um die Welt fliegen. Die Suche nach Geldgebern scheiterte jedoch letzten Endes – die Menschen hatten gerade andere Sorgen.

Beese investierte ihre Entschädigung in eine Automobilfirma und führte Motorräder vor, die Firma meldete jedoch Konkurs an. Ein weiterer Teil ihrer Entschädigung des Geldes ging durch Inflation und Anwaltskosten verloren. Zudem hatten Beese und Boutard den Anschluss an die technische Weiterentwicklung des Flugwesens im Ersten Weltkrieg verpasst.

1925 stieg Beese-Boutard für die Verlängerung ihrer Pilotenlizenz wieder in eine Fokker, die aber bei der Landung zu Bruch ging. Sie selbst blieb unverletzt. Zu dieser Zeit lebte sie schon von ihrem Mann getrennt, allein in einer Berliner Pension. Finanziell ruiniert, ohne Perspektiven, die Ehe gescheitert, erschoss sich Melli Beese am 21. Dezember 1925 in ihrer Pension.

Die Stadt Berlin pflegt ihr Grab in Berlin-Schmargendorf als Ehrengrab, Schulen wurden nach dieser so zielstrebigem, hartnäckigen und willensstarken wie begabten Frau benannt. Der Roman des schwedischen Autors Aris Fioretos, „Das Herz der Nelly B.“ nimmt ihre Biografie zum Ausgangspunkt, 2024 wurde sie verfilmt. Eine Schweizer Uhrenfirma hat sich ihren Namen als Markenname sichern lassen.

Eva Chrambach

4 Ebd.

Stand da ein Lindenbaum?

Wie Allendorf zu seinem Brunnen vor dem Tore kam

Frühlingsstürme

Der 12. Mai 1912 war in weiten Teilen Mittel- und Westeuropas ein ungewöhnlich warmer Tag. In Deutschland stieg die Temperatur auf über 25, teilweise sogar über 30 Grad. Nachmittags und abends bis in die Nacht hinein kamen schwere Gewitter auf, die vom Atlantik über das Ruhrgebiet, Hessen, Thüringen, Sachsen und Schlesien bis zur Weichsel zogen. Orkanartige Böen, starker Regen, heftiger Hagelschlag und Wirbelstürme bestimmten das Bild, an vielen Orten wurden Bäume entwurzelt und Dächer abgedeckt. Besonders schlimm wütete eine Windhose in dem Dörfchen Sehlis bei Taucha nahe Leipzig, die den Ort buchstäblich in Trümmer legte und heute noch nicht vergessen ist. Die „Vossische Zeitung“ brachte tagelang Nachrichten über die „Sturmverheerungen“ im Reich.

Auch in dem nordhessischen Städtchen Allendorf an der Werra brach ein heftiges Gewitter los. Die lokale Tageszeitung, der „Werra-Bote“, berichtete: „abends gegen 6 Uhr öffnete der Himmel seine Schleusen und bei Blitz und Donner ging ein heftiger Regenschauer nieder, der von starkem Hagelwetter begleitet war. Eisstücke in Größe von Gänse- und Hühnereiern zerstörten die so herrliche Vegetation an Blüten und Pflanzen. [...] Das Unwetter stellte sich abends gegen 10 Uhr nochmals in verstärktem Maßstabe ein, ein starker Wirbelsturm brauste über unser Tal und starker Regen, wieder verbunden mit heftigem Hagelwetter ging nieder.“¹ Man beklagte zerstörte Fensterscheiben und entwurzelte Bäume, „darunter vor dem Steintor die mehrhundertjährige Linde am Zimmersbrunnen, welche durch ihren Fall das Dach des benachbarten Gasthauses ‚zur grünen Linde‘ erheblich beschädigte.“² Fotos von der gestürzten Linde wurden geschos-



Wilhelm Müller (1794–1827), ca. 1830,
Stich von Johann Friedrich Schröter.

sen, und der Allendorfer Kaufmann Knauff benutzte eines davon als Vorderseite einer Postkarte, die er seinem Sohn ins Eschweger Internat schickte, um von dem unerhörten Ereignis zu berichten. Der Archivar Manfred Lückert berichtet: „Der mächtige Baum lag quer über der Straße und teils auf dem Dach der Wirtschaft. Der Landbriefträger Wetzels, der in jenen Tagen die Strecke Allendorf, Schloss Rothelein, Klein- und zurück lief, mußte am anderen Morgen unter dem Stamm durchkriechen.“³

Für die überregionalen Nachrichten war das angesichts der weit schlimmeren Verwüstungen anderswo nicht interessant genug, bis zum 17. Mai kam Allendorf in den Berichten gar nicht vor, und diese begannen ohnehin schon wieder abzuflauen. An diesem Tag aber erschien eine Meldung in der Morgenausgabe der „Fuldaer Zeitung“, also in einem an die hundert Kilometer entfernten Ort, in der ständigen Rubrik „Aus dem Nachbargebiete“. Dort hieß es: „Aus dem Werratal, 16. Mai 1912. Dem orkanartigen Sturme, der in der Nacht vom vergangenen Sonntag zum Montag im Werratal so großen Schaden angerichtet hat, ist auch in Allendorf a. d. Werra die vor dem Steintor stehende Linde zum Opfer gefallen, die damals Wilhelm Müller zu seinem bekannten Liede:

1 Werra-Bote, 14. Mai 1912.

2 Werra-Bote, 14. Mai 1912.

3 Lückert, Manfred: Bad Sooden-Allendorf, wie es früher einmal war. Eine illustrierte Chronik unserer Heimatstadt 1844–1914. Magistrat der Stadt Bad Sooden-Allendorf 1979, S. 225.

„Am Brunnen vor dem Tore“ begeisterte.“⁴ Am nächsten Tag zog das „Fuldaer Kreisblatt“ (Abendausgabe) mit einer beinahe wortgleichen Meldung nach. Vor allem aber übernahm die „Vossische Zeitung“ diese Nachricht mit der Herkunftsangabe „aus Fulda“ und der neuen Überschrift „Die Linde des Dichters Dr. Müller vom Sturm gefällt“ in ihre reichsweite Ausgabe. In der Folge brachten praktisch alle deutschsprachigen Zeitungen bis hin nach Prag, Wien und Graz die Meldung, dazu auch zahlreiche Zeitschriften, von der „Gartenlaube“ bis zum „Hessenland“.

Dr. Müllers Lindenbaum

Knapp neunzig Jahre zuvor hatte der in Dessau wohnhafte Dichter Wilhelm Müller in „Urania – Taschenbuch auf das Jahr 1823“ die erste Fassung eines Gedichtzyklus veröffentlicht: „Wanderlieder von Wilhelm Müller. Die Winterreise. In zwölf Liedern.“ Sie enthielt das Lied „Der Lindenbaum“, das mit einem zeitlosen locus amoenus, einem klassischen „lieblichen Ort“ beginnt: „Am Brunnen vor dem Tore / Da steht ein Lindenbaum. / Ich träumt‘ in seinem Schatten / So manchen süßen Traum. / Ich schnitt in seine Rinde / So manches liebe Wort / Es zog in Freud und Leiden / Zu ihm mich immer fort.“ So geht das Lied freilich nicht weiter, denn die „Winterreise“ ist eine einsame, verzweifelte Reise durch eine kalte, abweisende Winterlandschaft. In der Nacht muss der Wanderer an der Linde vorbei, und „da hab ich noch im Dunkel / Die Augen zugemacht“. Er kann nicht hinsehen, und so muss er hören, dass ihm die Zweige zurufen: „Komm her zu mir, Geselle / Hier find‘st du deine Ruh.“ Aber er dreht sich nicht um. Von dem unheimlichen Ruf der Zweige freilich kommt er auch „manche Stunde“ später nicht los.

Franz Schubert hat die „Winterreise“ und damit auch den „Lindenbaum“ 1827 vertont, im Jahr vor seinem Tod. Müller hat das wahrscheinlich gar nicht erfahren, er starb 1827. Schubert arbeitete die unheimlichen Elemente des Lieds noch schärfer heraus, besonders das „Rufen“ des Baums in der Klavierbegleitung. Er setzte die erste Strophe in Dur, aber die einsame Nachtwanderung in Moll. Die Verse „Die kalten Winde bliesen / Mir grad ins Angesicht / Der Hut flog mir vom Kopfe / Ich wendete mich nicht“ erhielten eine ganz eigene, von den übrigen Strophen abweichende und gar nicht sangliche Vertonung. Die „Winterreise“ schlug keineswegs gleich ein, aber über die Jahre und Jahrzehnte ist sie der klassische deutsche Liederzyklus geworden, Hunderte von Malen aufgenommen und bis ins Kleinste analysiert.



Linde am Brunnen vor dem Tore, Foto: Heinz K. S.

⁴ Fuldaer Zeitung, Morgenausgabe, 17. Mai 1912.

Der Lindenbaum bekam freilich noch ein zweites, populäres Leben im Männerchorgesang, unter dem neuen Namen „Am Brunnen vor dem Tore“. Friedrich Silcher arrangierte das Lied 1846 auf der Basis von Schuberts Vertonung für vierstimmigen Männerchor a cappella, wie er das mit zahlreichen anderen Volks- und Kunstliedern tat. Dabei fiel naturgemäß die Klavierbegleitung weg, und Silcher verzichtete auch auf den Tongeschlechtswechsel und die Irritationen durch die anders vertonte Strophe, das Lied wurde zum schlichten Strophenlied und so zum Volkslied. Es wurde nunmehr durch die idyllische Stimmung der ersten Strophe bestimmt. In dieser Form wurde es zu einem der beliebtesten Lieder der Männergesangsvereine. Es hat maßgeblich zum späteren Ruhm Schuberts als Liederfürst beigetragen. Im Schubertjahr 1928 war es der Gipfelpunkt des „Deutschen Sängerbundesfests“ mit 35.000 Sängern in Wien.

Der Brunnen, der noch nicht quoll

Kein Wunder, dass die Meldung „aus Fulda“ einschlug. „Am Brunnen vor dem Tore“ kannte ja (fast) jedes Kind. Aber stimmte sie auch? Sie war ganz neu, niemand scheint vor diesem Tag so etwas behauptet zu haben. Auf wen sie zurückgeht, wird kaum aufzuklären sein. Der Allendorfer „Werra-Bote“ jedenfalls erwähnte Wilhelm Müller zum ersten Mal am 26. Mai 1912, und da distanzierte er sich überdeutlich von den umlaufenden Nachrichten. Er zitierte die Meldung und kommentierte: „Obige Notiz, welche in einem großen Teile der deutschen Zeitungen Aufnahme gefunden hat, entspricht nicht den Tatsachen, denn wenn es überhaupt wahr sein sollte, daß der Dichter sein Lied ‚Am Brunnen vor dem Tore, da steht ein Lindenbaum‘ in unserer Stadt gedichtet haben soll, so kann mit diesem Lindenbaum wohl nur eine der Linden am Hospitalbrunnen gemeint sein, und nicht die sogenannte Zimmerslinde, da zu der Zeit, als das Lied entstand, ein Brunnen unter dieser Linde noch nicht quoll. Der sogenannte Zimmersbrunnen ist erst Mitte vorigen Jahrhunderts bis an seinen jetzigen Platz geleitet worden.“⁵

Das Dementi wurde in einigen Zeitungen und Zeitschriften gedruckt, so in der „Dortmunder Zeitung“ und im „Hessenland“, wenn auch weitaus seltener als die ursprüngliche Meldung. Es hätte eigentlich überzeugend wirken müssen. Nicht nur kam es direkt aus Allendorf, vor allem war das Argument stark und kaum zu bestreiten. In der Stadtgeschichte des kurhessischen Juristen und Historikers Johann Georg Wagner, einst Advokat und Syndikus in Allendorf, stand es schon 1865 klar und deutlich: „der Zimmersbrunnen, welcher am Klausberge (Kreuzberge) entspringt und durch rühmliche Fürsorge der Stadt 1827 [...] in Röhren bis unter die Linde vor dem Steinthor geleitet worden ist.“⁶ Also vier Jahre nach der Erstveröffentlichung des „Lindenbaums“. Wagner gab sogar die genauen Kosten der Arbeiten an. Der Brunnenstock selbst in seiner späteren Gestalt wurde in der Tat erst 1854 errichtet, wie aus den Stadtratsprotokollen dieses Jahres hervorgeht.

Tatsächlich wurde dieses Argument wohl gar nicht bestritten, sondern einfach ignoriert. Müllers Lindenbaum war attraktiv, das Dementi war es nicht. Gegen die Reichweite einer guten Geschichte konnten die Kritiker nichts ausrichten. Sie wurde unbekümmert um ihre Unstimmigkeiten einfach immer wieder kolportiert. Und dann erhielt sie auch noch einen seriösen Fürsprecher, den Schubertforscher Otto Erich Deutsch aus Wien.

Deutschs Kampf gegen die Schubert-Industrie

Bereits 1864 hatte der Librettist von Franz von Suppès Operette „Franz Schubert“, Hans Max, den Komponisten in eine volkstümliche Szenerie versetzt, die Hölrichsmühle (im Libretto: Hildrichsmühle) in der Hinterbrühl bei Wien. Dort, inspiriert vom passenden Ambiente (Mühle!), soll er die „Müllerlieder“ komponiert haben, so suggeriert es der Text des Singspiels. Gemeint war damit zunächst der Zyklus „Die schöne Müllerin“, dessen Text ebenfalls von Wilhelm Müller stammt. Das war gute Werbung für das Ausflugslokal. Und so wurde ein Schubert-Zimmer in der Gaststätte eingerichtet und dort ein Schubert-Bild aufgehängt, und es stellten sich immer mehr Zeugenberichte (meist aus dritter Hand) ein, die Schubert dort (natürlich beim Komponieren) gesehen haben wollten, ja sogar ein Feuilletonist, der die leibhaftige „Schöne Müllerin“ kannte,

⁵ Werra-Bote, 26. Mai 1912.

⁶ Wagner, Johann Georg: Geschichte der Stadt Allendorf an der Werra und der Saline Sooden. Akademische Buchdruckerei, Marburg 1865, S. 116–117.

freilich nunmehr als verhutztes altes Weiblein. Es konnte nicht ausbleiben, dass sich auch eine alte Linde fand, in deren Schatten Schubert angeblich seinen „Lindenbaum“ komponiert hatte.

Deutsch, ein großer Schubert-Kenner, dessen „Deutsch-Verzeichnis“ von Schuberts Werken heute noch im Gebrauch ist, ärgerte sich über das verniedlichende Wiener Schubert-Bild mit herzigen Madln und dessen touristische Ausbeutung. In verschiedenen Vorträgen und Aufsätzen ab 1912 nahm er die Geschichte auseinander: Hans Max hatte in einem Brief an einen „Sangesbruder“ freimütig eingestanden, dass er den Ort der Handlung frei erfunden hatte, weil dort jemand gelebt hatte, den er als komische Figur gut gebrauchen konnte. Ob Schubert je in der Hölzdrichsmühle war, konnte nicht erwiesen werden, jedenfalls hatte er seine „Müller-Lieder“ im Krankenhaus und nicht in der Hölzdrichsmühle komponiert. Und natürlich stammten die ganzen inspirierenden Zutaten nicht aus Schuberts Erfahrung, sondern aus Wilhelm Müllers Text, den Schubert gar nicht zu verantworten hatte. Bissig merkte Deutsch an, dass es „schon eine ganze Allee von Schubert-Bäumen, -Linden oder gar -Buchen“ gebe, unter denen der Komponist „Am Brunnen vor dem Tore“ komponiert haben soll.

Und als finale Pointe fügte er an: „Aber es gab auch eine echte Linde [...]. Nur stand die vielhundertjährige Linde nicht in Österreich, in der Hinterbrühl, sondern in Preußen, in Allendorf an der Werra, Regierungsbezirk Kassel, wo sie erst 1912 durch einen Sturm geknickt worden ist. Dort hat nämlich der Dichter den ‚Lindenbaum‘ geschrieben, den Schubert ohne jede Lokalkenntnis so gut komponiert hat [...].“ Also nicht im schönen Wiener Umland, sondern, Gipfel der Profanierung, im teutonischen Preußen, womit Schubert nun wirklich nichts zu schaffen hatte! In seinem Buch „Franz Schubert – Sein Leben in Bildern“ (1913) ließ Deutsch sogar eines der im Vorjahr zahlreich verbreiteten Fotos von der gestürzten Allendorfer Linde nachdrucken, mit der Bildunterschrift „Der Lindenbaum Wilhelm Müllers („Am Brunnen vor dem Tore“) in Allendorf a. d. Werra (1912 gestürzt)“.

Nun war Deutsch zwar ein Schubert-, aber gewiss kein Wilhelm-Müller-Kenner, und die von ihm vorgebrachte Behauptung über die Allendorfer Linde litt unter demselben Problem wie die Legenden aus der Hölzdrichsmühle: Es gibt keinerlei Anzeichen oder gar Dokumente, dass Müller jemals in Allendorf gewesen wäre. Seine Biografen wissen nichts davon, in Briefen und Tagebüchern wird der Ort nicht einmal erwähnt, ebenso wenig auf der Website der Wilhelm-Müller-Gesellschaft. Die Vermutung liegt nahe, dass Deutsch sich für seine erschöpfende Beweisführung gegen die Wiener Schubert-Industrie die preußische Pointe einfach nicht entgehen lassen konnte.

Und das Tor?

Das Steintor, eines der drei alten Stadttore Allendorfs, stand 1823 noch, aber nicht mehr lange. 1828 wurde es abgerissen, und nur zwei Steinpfeiler verblieben am ursprünglichen Ort, doch auch diese verschwanden 1907, weil sie als Verkehrshindernis empfunden wurden. 1912 gab es nur noch den Straßennamen „Vor dem Steintor“ als Erinnerung. Das Ensemble aus Brunnen, Tor und Linde hat im 19. Jahrhundert mithin, wenn überhaupt, gerade mal ein Jahr lang bestanden – und dann wieder ab 1997.

Denn eine Linde wurde 1914 neu gepflanzt, und in den 1990er Jahren wurde in Bad Sooden-Allendorf darüber diskutiert, ob man nicht eine Replik des Steintors wieder errichten könne – denn nach



Replik des Steintors in Bad Sooden-Allendorf, Bad Sooden-Allendorf, Foto: Heinz K. S.

der Kurkrise wollte man verstärkt auf Tourismus setzen. Nach langem Hin und Her entschied man sich 1997 neben einer attraktiveren Gestaltung des Brunnenplatzes für einen steinernen Torbogen, der die Lage des früheren Steintors andeutet, größere Lösungen erschienen nicht finanzierbar. Die Hessisch-Niedersächsische Allgemeine schrieb damals von „erhofften Touristenpulk aus Japan“.⁷ Und so liegt der Brunnen nun auch vor dem Tore.

Frank Seiß

⁷ Hessisch-Niedersächsische Allgemeine, 25. Februar 1998.

Wiedergewinn statt Verleugnung

Baubezogene Kunst von Otto Kayser (1915–1998) aus Gotha

„Wenn das Kunst ist, kann es trotzdem weg!“ Diese Verurteilung schlug mit dem Paradigmenwechsel von 1990 in der „Wendezeit“ zu. Aus der Distanz zur Gesellschaftsordnung der DDR folgten Abhängung oder Zerstörung baubezogener Auftragskunst, weil sie als Symbol des Alten und zu Überwindenden verstanden wurde, vor allem, wenn an ihr zeitbezogene politische Aussagen wahrzunehmen waren. Schwach erhob sich die Gegenmeinung, Denkmäler seien nötig, damit auch unbequeme Geschichte nicht vergessen wird.



Die Reliefs im restaurierten Zustand, Foto: Peter Artl.

Dem Gothaer Künstler Otto Kayser, für den eine große Ausstellung im KunstForum Gotha von November 2024 bis Januar 2025 durchgeführt wurde, galt als Hauptaugenmerk die baugebundene Kunst, die nach der Wende großen Verlust erlitt und nur einzelnen Wiedergewinn erlebte. Als Beispiel sei die Außenwand der Polytechnischen Oberschule, POS, „Pablo Neruda“ in Erfurt erwähnt, die das Industrie-Emaillé „Krieg und Frieden“ von 1975 trug. Der Schulname Neruda wurde nach der Wende abgelegt, und die Arbeit Kayzers liegt abgebaut im Keller. Die nunmehrige „Grundschule am Steigerwald“ wollte das Bild ebenso wenig zeigen als den Namen Nerudas weitertragen. Oder hat man sich selbst nicht des Namens des Nobelpreisträgers für würdig erachtet? Das Bild zeigte eine Frau, die ein Kind über ihren Kopf erhob, ein mehrfach gestaltetes Lieblingsmotiv von Kayser, das mit dem Titel „Glückliche Zukunft“ auf der Säule in Seebach, dem Höhepunkt seiner baugebundenen Kunst, vom Triumph des Lebens zeugte.

1973 wurde im Auftrag des Rats der Gemeinde von Seebach, im Thüringischen Wartburgkreis bei Ruhla, der immer noch und erneut von Industrialisierung, Geschichte und wirtschaftlichem Aufschwung zeugt, der „Zentrale Platz“ umgestaltet. Neben dem Schulneubau der POS „Karl Liebknecht“ und der Kombination aus Kindergarten und Hort „Rosa Luxemburg“ inmitten zweier neuer Wohngebiete mit 650 modernen ferngeheizten Neubauwohnungen um den Friedrich-Engels-Ring errichtete man auf dem Platz eine fast sechs Meter hohe Säule mit einer Folge von 24 in Kupfer getriebenen, vollplastischen Reliefs zum Thema „Geschichte der örtlichen Arbeiterbewegung“, mit dem Architekturpreis des Rats des Bezirks Erfurt ausgezeichnet.

Die Freifläche mit Säule, Springbrunnen und Bäumen sowie der aufsteigende Hang hatten einen schönen Konnex gebildet, wie mir Anwohner, die Gemeindeverwaltung, der Vorsitzende des Heimatvereins, die ehemalige Ortschronistin und der inzwischen neugewählte Bürgermeister bestätigten. Alle bedauerten den Abriss der Säule von 1993, durch den der Ort die Mitte und der Platz seine Seele verlor. Im Keller des Kulturhauses sind die Reliefs der Säule eingelagert. In ihnen spiegelt sich mit ausdrucksintensiven Formen menschliches Leben: Szenen des Handwerks und Gewerbes im 19. Jahrhundert, Szenen des Widerstands der Werktätigen, allegorische Darstellungen von Not, Verzweiflung und Resignation, schließlich Szenen der Industrialisierung der 1970er Jahre. In künstlerisch dichter Formen- und Motivvielfalt und differenziertem künstlerischem Vermögen mit lebenswahrer Gestaltung überzeugen die Reliefs von Kayser, deren Vorlagen Otto Kayser schuf, während der Kunstschlosser Klaus Kirchner aus Günther Laufers Werkstatt in Eisenach die Kupfertreibarbeit gefertigt hatte. Der expressiv, kubistisch und allegorisch gesteigerte Realismus zeigt, wie Künstler den „sozialistischen Realismus“ aufgefasst haben.

Dem Wiedergewinn der Kunst Otto Kayzers in Seebach kann entgegengesehen werden. Es besteht bei dem Heimatverein, der Gemeindeverwaltung, vor allem beim Bürgermeister politischer Wille und ästhetisches Interesse, die Reliefs geschützt und würdig zukünftig in den leeren und nischenartigen Wänden im Kulturhaus zu zeigen. Zuvor konnten in der Gothaer Ausstellung drei Reliefs „Die ungewisse Zukunft (Mutter mit Säugling)“, „Die Not (Mutter mit Kind)“ und „Glückliche Zukunft (Mutter mit Säugling)“ gezeigt werden.



Die Reliefs im Fundzustand, Foto: Peter Artl.

Jemanden zu finden, der die Reliefs fachgemäß restaurieren kann, war eine Herausforderung! Glücklicherweise gibt es Uli Barnickel, der als promovierter Hephaistos nicht nur in seiner Dissertation die künstlerische Fähigkeit der Metall- wie Stahlplastiker von der Burg Giebichenstein, Kunsthochschule Halle, nachgewiesen hat, sondern selbst beherrscht. Als „Metaller der Burg“ stieß er zur formalen Freiheit und zu originären Lösungen vor. Die künstlerische Gesinnung, an der anthropomorphen Gestaltung festzuhalten, geht mittlerweile an der „Burg“ verloren, aber Barnickel bringt sie ein. Sein gewaltiges Hauptwerk von vierzehn monumentalen Skulpturengruppen aus Eisen, ein Kalvarienberg und „Weg der Hoffnung“ benannt, beherrscht den Geisaer Berg. Aus dieser Grundhaltung konnte er solidarisch helfen, die Reliefs seines Kollegen Otto Kayser zu bewahren: Alles Verbogene musste ausgerichtet und geglättet, die abgegangene Patina wiedergewonnen werden. Zum Färben war Salpetersäure nötig, die wegen potenziellen Bombenbaus verboten ist. Wer sie für eine Arbeit benötigt, dem sollte sie zur Verfügung stehen! Der staatlichen Bürokratie konnte mit rechtlichen Mitteln, so mit dem Gift- und Säureschein der DDR, ein Streich gespielt werden.

Künftig soll im Kulturhaus der Kontrast abstrakter und assoziativer Malerei von Veronika Wagner (Seebach) zu den figürlichen Reliefs Otto Kayzers dem Haus eine große ästhetische Spannung verleihen und verschiedene Interessen bedienen. Der Bürgermeister von Seebach Gerrit Häcker freut sich: „Die Kunst aus sehr unterschiedlichen Welten bringt eine sehr große Bereicherung für das Haus mit einer ebenso sehr spannenden Geschichte mit. Dieses Haus ist bereits in sich ein Widerspruch bezüglich seines Standorts. Nicht wenige Besucher sind erstaunt, was sie hier im ländlichen Raum vorfinden. Eine derartig spannende Aufwertung durch die Belegung mit Kunst kann diesen Eindruck vielleicht noch weiter unterstreichen. Vielen Dank für diese Anregung. Wir kommen der wirklich kulturellen Nutzung dieses Hauses, das vor über zwanzig Jahren von meinen Vorgängern ohne jegliches Konzept für viele Millionen D-Mark saniert wurde, ein Stück näher. Auch passt es in meine Agenda, den Beweis anzutreten, dass der ländliche Raum durchaus ein attraktiver Lebensraum sein kann. Da gehören für mich die Fragen nach Kunst und Kultur gleichermaßen dazu.“¹

Die drei Reliefs von Kayser sind inzwischen restauriert. Sie fanden in der Gothaer Ausstellung Bewunderung und sind wieder in Seebach. Wir hoffen, dass dieser von Gotha geleistete Anbeginn dort seine Fortsetzung findet und das hier zu lesende Versprechen des Bürgermeisters erfüllt wird. Wer überdies ein Interesse an der Kunst Otto Kayzers besitzt, kann sich vom 25. Oktober 2025 bis 1. Februar 2026 eine weitere Ausstellung vom Gothaer Künstler, etwas kleiner und ohne baubezogene Beispiele, in der Willi-Sitte-Galerie in Merseburg, Domstraße 15, ansehen.

Peter Artt



*Einzeldarstellung des Reliefs von Otto Kayser
„Die Not (Mutter mit Kind)“.*

¹ E-Mail von Gerrit Häcker vom 31.05.24 nach dem Rundgang durch das Kulturhaus mit dem Festlegen der neuen Orte für die Reliefs.

Kein Friedrich in Goethes Arbeitszimmer

Besprechung der Ausstellung „Caspar David Friedrich, Goethe und die Romantik in Weimar“

Am 2. April 1829 sprach Goethe zu Eckermann: „Das Klassische nenne ich das Gesunde und das Romantische das Kranke.“ Diese Aussage hat man in der DDR, die im Blick auf das Erbe immer wieder von einem „Goethe-Schiller-Zentrismus“ ausging, vielfach zitiert und oft kurzschlüssig ausgelegt. Man gewann fast den Eindruck, als habe es zwischen der Klassik und der Romantik eine Mauer gegeben. Am „Goethekult“ hatten die Romantiker – die Maler wie die Dichter – einen erheblichen Anteil. Auch davon erzählte die eigenwillig akzentuierte, kleine, aber feine Caspar David Friedrich-Ausstellung, die von der Klassik-Stiftung Weimar veranstaltet wurde. Von November 2024 bis zum März 2025 war sie im Weimarer Schiller-Museum zu erleben. Besucher, die eine abgespeckte Version der fulminanten und vielbesuchten Expositionen in Hamburg, Berlin und Dresden erwarteten, könnten enttäuscht worden sein: Drei Gemälde, acht Zeichnungen und sechs Graphiken waren zusammen mit zehn Leihgaben zu sehen. Auch Maler der Romantik, die Goethe sehr schätzte, waren in dieser Exposition vertreten: Werke von Philipp Otto Runge, Carl Gustav Carus und Peter von Cornelius.

Wer Ausstellungen mag, wo es viel zu lesen gibt, wo ein Katalog das Gezeigte vertieft und ein Kurator exzellent führt, wurde reichlich angeregt und beschenkt. Wie es der trefflich gewählte Titel formuliert, ging es im Schiller-Haus um Caspar David Friedrich, den wohl berühmtesten Maler der deutschen Romantik, und um Goethe. Gleich zu Beginn der Ausstellung (und des Katalogs) sind der 25 Jahre jüngere Maler und der gestandene Dichter und Minister Goethe – mit einem Orden dekoriert – zu sehen. Beide Bilder hat Caroline Bardua geschaffen. (Lange nahm man an, dass das Friedrich-Bild ein Selbstbildnis sei.)

Die Beziehung der beiden Künstler geht auf den April des Jahres 1805 zurück. Goethe hatte für die jährlich stattfindende Kunstausstellung eine „Preisauflage“ gestellt. Ohne Voranmeldung reichte Friedrich am Beginn seiner Laufbahn zwei großformatige Sepia-Zeichnungen ein: „Wallfahrt bei Sonnenaufgang“ und „Herbstabend“. An das vorgegebene Thema „Die Taten des Herkules“ hatte sich der Dresdener Maler nicht gehalten. Dennoch war Goethe von der Sendung beeindruckt und verlieh dem Zeichner einen halben Preis: der Siegerpreis wurde geteilt. Fortan schickte Friedrich an den Weimarer Hof unermüdlich neue Werke. Noch vor Goethe besuchte der Weimarer Großherzog Carl August als erster deutscher Fürst im Juni 1810 den Maler in seinem Dresdener Atelier. Er kaufte fünf (!) große Ölgemälde. Im September des gleichen Jahres kam dann Goethe in die Elbestadt. Bei ihrer ersten Begegnung sah Goethe die Friedrich-Gemälde „Mönch am Meer“ und „Abtei im Eichwald“, zwei Arbeiten, die zu den bekanntesten des Meisters gehören.



Christian Friedrich nach CDF, Selbstbildnis Caspar David Friedrichs, um 1803, © KSW, Museen.

Der Maler schrieb in jungen Jahren auch Gedichte, wie Goethe umgekehrt unermüdlich zeichnete. Zunächst illustrierte Friedrich seine eigene Lyrik. Tief beeindruckt vom „Werther“, wandte er sich mehr und mehr Goethes Werk zu. Das heute verschollene Bild „Rügenlandschaft mit Regenbogen“ (1809/10) basiert beispielsweise auf Goethes Gedicht „Schäfers Klagelied“. Bereits vorher hatte sich Friedrich unter anderem mit Schillers Gedichten, vor allen den Dramen („Die Räuber“ und „Wallenstein“) auseinandergesetzt.

Im Sommer 1811 wollte der Maler Goethe in Weimar besuchen. „Friedrich aus Greifswald in Schwedisch-Pommern“ hatte sich – vom Besucher nachprüfbar – am 8. Juli in das „Fremdenbuch der Herzöglichen Bibliothek“ zu Weimar eingetragen. Indessen war Goethe im Nachbarstädtchen Jena, in dem er insgesamt fünf Lebensjahre verbrachte. Beide trafen sich tags darauf in der Saalestadt, waren Gäste auf der Geburtstagsfeier Johanna Schopenhauers. Einen Tag später weilten beide am Rande Jenas, in Drackendorf, bei der Familie Ziegesar.

Man beginnt zu ahnen, dass Weimar nach und nach zu einem Zentrum der Friedrich-Rezeption wurde: Der Künstler schickte im Herbst 1811 neun Gemälde nach Weimar. Am gleichen Ort fand 1824 eine ganze Ausstellung zum Werk C. D. Friedrichs statt. Welch ein Fundus zu Zeiten Carl Augusts und Goethes! Der heutige Ausstellungsbesucher konnte erfahren, warum die Weimarer Friedrich-Sammlung nunmehr weitaus schmalere ist. Zur Nazi-Zeit gingen Gemälde und Zeichnungen an den Thüringer Gauleiter Sauckel, die er mehrfach für Hitler erwarb. Die Provenienzforschung, liest man im Katalog, konnte nicht alle Fragen klären. Die Autorenschaft Friedrichs war nicht immer gesichert. Nicht alle Pläne Sauckels ließen sich verwirklichen. Eine in das thüringische Schwarzburg ausgelagerte Bildersammlung wurde im Juni 1945 von der amerikanischen Armee entdeckt, geplündert und in die USA verbracht. Darunter waren Werke von Albrecht Dürer, Lucas Cranach d. Ä. und das schon erwähnte Gemälde „Rügenlandschaft mit Regenbogen“ von Caspar David Friedrich. In New York fand im Übrigen – im Frühjahr 2025 – die letzte Friedrich-Ausstellung zum 250. Geburtstag des Malers statt.



Caspar David Friedrich, „Huttens Grab“, 1823-24, © KSW, Museen.

Zwischen Goethe und Friedrich gab es gegenseitige Bewunderung, hier und da Differenzen, auch politische. Während sich Goethe 1808 mit Napoleon traf, vertrat der Maler eher eine antifranzösische Position. Im Jahr der Völkerschlacht (1813) traf Goethe in Dresden erneut Friedrich, auch aber Ernst Moritz Arndt. Friedrich galt gewiss nicht als ein politischer Künstler. Das 1823/24 entstandene Gemälde „Huttens Grab“, das der Großherzog Carl August um 1828 mit großer Wahrscheinlichkeit erworben hatte, war jüngst in Weimar zu sehen. Kaum noch erkennbar, hatte Friedrich auf den Sarkophag Namenszüge markiert. Restauratoren haben diese erst jüngst entziffert: „HUTTEN – Jahn 1813 Arndt 1813 Stein 1813.“ Ohne plakativ zu sein, sah der Maler die führenden Männer der Befreiungskriege in der Tradition des Humanisten und Rebellen Ulrich von Hutten, den auch Carl August verehrte.

Goethe bewunderte die „technische Perfektion von Friedrichs Arbeiten, insbesondere seiner Zeichnungen“, schreibt Christoph Orth, einer der Kuratoren der Ausstellung, durch die er auch den Schreiber dieser Zeilen geführt hat. Bildinhalte und Motive in einigen Gemälden Friedrichs befremdeten Goethe. Gemein-



Caspar David Friedrich, „Rügenlandschaft mit Regenbogen“, („Schäfers Klagelied“), 1809-10, Kriegsverlust.

sam mit J. M. Meyer, dem „Kunstmeyer“, formulierte er 1817 in der Schrift „Neudeutsche religiös-patriotische Kunst“: „Düstere Religionsallegorien“ habe Friedrich „anmutiger und schöner Darstellung“ gegenübergestellt. Nach Friedrichs Aufenthalt in Jena (1811) erinnert sich K. L. von Knebel, Goethes „Urfreund“: „Goethe preist Friedrichs Talent, aber beklagt, daß er damit auf irrem Wege ginge.“

Goethes Plan, C. D. Friedrich in sein Projekt der „Wolkenstudien“ einzubinden, scheiterte. Der Naturwissenschaftler Goethe wandte sich im Juli 1816 nicht direkt an Friedrich, sondern er schickte die mit Jena verbundene Malerin Louise Seidler vor. Zum „wissenschaftl. Gebrauche“ bittet Goethe um Wolkenbilder und verweist – wenig diplomatisch – auf englische Quellen, die Friedrich helfen könnten. Der Maler sagt weder zu, noch ab. Luise Seidler lässt Goethe drei Monate später wissen, dass Friedrich indessen „eingedorrt u. etwas steinern“ geworden sei. Von der Malerin erfährt Goethe, dass Friedrich für diese Studien „eine jahrelange Beobachtung“ benötigen würde. Und so konnte der heutige Besucher in einer abgedunkelten Ecke einige Wolkenstudien Goethes betrachten, die gewiss nicht zu den besten seiner zeichnerischen Arbeiten gehören.

In Goethes Arbeitszimmer, war in der Ausstellung zu erfahren, hängen Bilder der oben genannten Maler der Romantik. Ein Werk von Caspar David Friedrich findet sich dort nicht ...

Ulrich Kaufmann

Erstveröffentlichung:

<https://wolfgang-brauer.de/erinnerungen-an-eine-besondere-ausstellung-caspar-david-friedrich-goethe-und-die-romantik-in-weimar/>

In eigener Sache

Ausschreibung für die Herausgeberschaft des „Mitteldeutschen Jahrbuchs für Kultur und Geschichte“

Seit 1994 gibt die Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat das „Mitteldeutsche Jahrbuch für Kultur und Geschichte“ heraus. In Aufsätzen, Gedenkartikeln, Nachrufen, Berichten und Rezensionen werden Themen der facettenreichen mitteldeutschen Kultur und Geschichte behandelt. Das Jahrbuch mit seinen bislang 32 Bänden hat sich als angesehenes Publikationsforum der mitteldeutschen Kulturgeschichte etabliert und erfreut sich bei Autoren und Lesern reger Nachfrage. Die Inhaltsverzeichnisse der bisher erschienenen Bände finden Sie auf unserer Website www.stiftung-mkr.de unter „Publikationen: Mitteldeutsches Jahrbuch“.

Die Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat lädt Sie dazu ein, sich für die Stelle der Herausgeberin / des Herausgebers des „Mitteldeutschen Jahrbuchs für Kultur und Geschichte“ zu bewerben! Diese spannende Tätigkeit bietet Ihnen die Möglichkeit, aktiv an der Erforschung mitteldeutscher Themen sowie an der Verbreitung von Wissen über die reiche Kultur und Geschichte des mitteldeutschen Raumes mitzuwirken. Die Tätigkeit ermöglicht Ihnen eine eigenverantwortliche freie Zeiteinteilung im Rahmen der termingerechten redaktionellen Fertigstellung des Jahrbuchs und wird durch einen Werkvertrag geregelt.

Ihre Aufgaben:

- Inhaltliche Betreuung des Periodikums, einschließlich fachlicher Begutachtung eingereicherter Beiträge, Einwerbung von Beiträgen zu ausgewählten Themen und Zusammenstellung der Gedenktage.
- Kommunikation mit den Autoren und Ansprechpartner für alle das Jahrbuch betreffenden Fragen.
- Sicherstellung des Erscheinens eines Bandes des Jahrbuchs in jedem Kalenderjahr.
- Organisation und Betreuung der redaktionellen Arbeit in enger Zusammenarbeit mit einer Fachkraft.
- Abwicklung des Druckauftrags und Kontakt zur Druckerei.

Unsere Anforderungen:

- Abgeschlossenes Hochschulstudium, idealerweise im Bereich der Kulturwissenschaften, Geisteswissenschaften oder verwandter Fachgebiete.
- Erfahrung in der redaktionellen Arbeit und im professionellen Umgang mit Autoren.
- Organisationstalent, Kommunikationsstärke sowie die Fähigkeit zur Planung und Koordination.

Ihre Vergütung (Werkvertrag):

Die Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat honoriert jedes satzfertige Bandmanuskript.

Wenn Sie Interesse an dieser verantwortungsvollen Aufgabe haben und sich aktiv für die Kultur und Geschichte Mitteldeutschlands engagieren möchten, freuen wir uns auf Ihre aussagekräftige Bewerbung! Bitte senden Sie Ihre Unterlagen unter bohl@stiftung-mkr.de an die Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat in Bonn. Wir freuen uns darauf, von Ihnen zu hören!

**Jahrestagung „70 Jahre MKR“ der
Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat
in Kooperation mit der
Stiftung Leuchtenburg
11. bis 14. September 2025
Leuchtenburg in Seitenroda**

Die Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat führt ihre Jahrestagungen an wechselnden Orten in Mitteldeutschland durch. Im Rahmen dieser Jahrestagungen finden die nichtöffentlichen Sitzungen der Stiftungsorgane statt.

**Mit öffentlicher Veranstaltung
am Freitag, 12. September 2025 um 18.00 Uhr im Rittersaal auf der Leuchtenburg**

Dr. Uwe Czubatynski, Präsident der Stiftung MKR, stellt das Mitteldeutsche Jahrbuch für Kultur und Geschichte, Band 32/2025, vor. Zudem wird der Stiftungsratsvorsitzende Dr. Michael Ludscheidt über die Arbeit und Anliegen der Stiftung berichten.

Der Historiker Dr. Steffen Raßloff, langjähriges Beiratsmitglied und stellvertretendes Ratsmitglied für das Land Thüringen, hält den Vortrag:

„Gibt es eine mitteldeutsche Geschichte?“

Alle Interessierten sind herzlich zu dieser öffentlichen Veranstaltung eingeladen. **Der Eintritt ist kostenfrei.** Das vollständige Programm und weitere Informationen finden Sie auf unserer Homepage unter www.stiftung-mkr.de. Wir bitten um vorherige Anmeldung in der Geschäftsstelle der Stiftung per E-Mail an info@stiftung-mkr.de

Ihre Mitarbeit am Kultur Report ist erwünscht!

Seit 1995, also seit 30 Jahren, berichtet der Kultur Report der Stiftung MKR regelmäßig über aktuelle Kulturthemen in Mitteldeutschland. Unsere handlichen, informativen Hefte sind in ganz Deutschland beliebt und für die Leser kostenfrei (natürlich freut sich die Stiftung angesichts der Portokosten und im Interesse ihrer gemeinnützigen Arbeit stets über Spenden, die selbstverständlich steuerlich absetzbar sind). Die Ausgaben des Kultur Reports aus vergangenen Jahren stehen neuerdings auch auf der Website der Stiftung MKR, unter „Publikationen“, zur Lektüre bereit.

Der Kultur Report könnte noch bunter und vielfältiger werden durch die Mitarbeit seiner Leserinnen und Leser. Es wäre sinnvoll und bereichernd, wenn sachverständige Beobachter des kulturellen Lebens in ihrer Region knapp und aussagekräftig über laufende Projekte, Ausstellungen und Herausforderungen mitteldeutscher Kulturpflege berichten würden. Wir laden Sie herzlich dazu ein. Höchst willkommen sind Beiträge zu Ausstellungen, Museen und Galerien, Gärten und Parks, Geschichte, Literatur, Kunst, Musik und Theater, Denkmalschutz usw. Es liegt im Interesse unserer Publikationen und länderübergreifenden Kulturförderung, nicht nur die großen historischen Namen und Orte im Blick zu haben, sondern auch auf weniger bekannte Kulturschätze und regionale Aktivitäten hinzuweisen.

Beiträge mit Abbildungen können als Word-Dokumente an die Geschäftsstelle der Stiftung MKR, info@stiftung-mkr.de, oder direkt an die Redakteurin, Dagmar Ellen Fischer, defischerhh@gmx.de, geschickt werden. Wir freuen uns über Ihre Mitarbeit!

Petra Dollinger

Sehr verehrte Empfänger und Leser des „Mitteldeutschen Jahrbuchs für Kultur und Geschichte“ und des „Kultur Reports“,

wir wenden uns heute mit einem herzlichen Anliegen an Sie. Die Stiftung „Mitteldeutscher Kulturrat“ hat es sich seit ihrer Gründung im Jahr 1976 zur Aufgabe gemacht, die reiche mitteldeutsche Kultur zu fördern und zu bewahren. Dies geschieht durch finanzielle Zuwendungen an geeignete, geprüfte Projekte (Ausstellungen, Forschungsarbeiten, Tagungen ...) und durch die Veröffentlichung wertvoller Beiträge im „Mitteldeutschen Jahrbuch für Kultur und Geschichte“ sowie im „Kultur Report“, die von engagierten Autoren ehrenamtlich verfasst werden.

Seit mehreren Jahren sehen wir uns jedoch mit besonderen Herausforderungen konfrontiert. Die Schwankungen auf dem Kapitalmarkt und die sinkenden Erträge machen es zunehmend schwieriger, unsere Publikationen aufrechtzuerhalten, einen günstigen Preis des „Mitteldeutschen Jahrbuchs“ zu gewährleisten und Ihnen, unseren geschätzten Lesern, weiterhin ein kostenloses Heft des „Kultur Reports“ mit vielfältigen kulturellen Inhalten anzubieten.

Umso mehr sind wir auf die Unterstützung von großzügigen Spenderinnen und Spendern angewiesen. Ihre Hilfe ist

entscheidend, damit wir auch in Zukunft über die wertvollen Bemühungen zur Pflege, Förderung und Erhaltung der mitteldeutschen Kultur berichten können. Wir hoffen, dass sich der Kreis der Unterstützer erweitert, damit unsere gemeinnützige Arbeit ohne Einschränkungen fortgesetzt werden kann.

Wenn Sie uns unterstützen möchten, überweisen Sie bitte Ihre Spende auf folgendes Konto:

Spendenkonto der Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat

IBAN: DE79 370 501 98 00000 71 258

BIC: COLSDE 33 XXX

Ihre Spenden sind jährlich bei dem für Sie zuständigen Finanzamt steuerlich absetzbar.

Wir danken Ihnen sehr herzlich für Ihre Unterstützung und Ihr Engagement für die mitteldeutsche Kultur.

Mit besten Grüßen und allen guten Wünschen,
Der Vorstand der Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat

Hinweis von der Geschäftsstelle: Rezensionen aus dem Mitteldeutschen Jahrbuch (ab Ausgabe 2018) können auf der Plattform der Bayerischen Nationalbibliothek unter dem Link <https://www.recensio.regio.net> abgerufen werden.

Impressum

Kultur Report, Heft 2025
Herausgeber: Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat
Graurheindorfer Straße 79, 53111 Bonn
Telefon: 0228-655138
E-Mail: info@stiftung-mkr.de

Redaktion: Dagmar Ellen Fischer
Postfach 500406, 22704 Hamburg
E-Mail: defischerhh@gmx.de

Lektorat: Dr. Kathrin Pöge-Alder,
Geschäftsführung: Gabriele Bohl
Gestaltung: Jenny Vagt
Köllen Druck+Verlag GmbH
Druck: Köllen Druck+Verlag GmbH
Auflage: 1650 Exemplare
ISSN 0948-2288

Für die Beiträge sind die jeweiligen Autoren verantwortlich.
© bei den Autoren, Fotografen, Künstlern und
Nachlassverwaltern
© für die Abbildungen siehe Bildunterschriften

Autoren in diesem Heft

Prof. Dr. Peter Arlt, Autor, Kunstwissenschaftler und -kritiker (Gotha);
Gabriele Bohl, Geschäftsführerin Stiftung MKR (Bonn);
Dr. Eva Chrambach, Historikerin (München);
Dr. Petra Dollinger, Historikerin (Grärfelfing);
Prof. Dr. Eszter Fontana, Musikwissenschaftlerin (Leipzig);
Heike Heinrich, Programmbereichsleiterin Kunst/Kultur/ Medienbildung an der Städtischen Volkshochschule (Magdeburg);
Dr. Reinhard Junghans, Pfarrer (Borna);
Dr. Ulrich Kaufmann, Germanist, Historiker, Pädagoge (Jena);
Thorsten Naeser, Wissenschaftsjournalist, PR-Referent am Max-Planck-Institut (München);
Dr. Burkhard Stenzel, Literaturwissenschaftler, (Weimar);
Frank Seiß, Lektor (Augsburg).

Die Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat besteht seit 1955, anfangs als gemeinnütziger Verein, seit 1976 als gemeinnützige Stiftung des privaten Rechts mit Sitz in Bonn.

Die Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat

- pflegt länderübergreifend die mitteldeutsche Kultur
- unterstützt die Künste und Wissenschaften in Mitteldeutschland
- tritt mit Veröffentlichungen, Vorträgen und kulturellen Veranstaltungen an die Öffentlichkeit
- gibt heraus:
 - das Mitteldeutsche Jahrbuch für Kultur und Geschichte
 - den Kultur Report mit aktuellen Themen zur mitteldeutschen Kultur

Die Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat verfolgt als Stiftung des privaten Rechts ausschließlich gemeinnützige Zwecke.

Seit der Wiedervereinigung unterstützt sie vor allem die kulturellen Aktivitäten in Sachsen-Anhalt, Sachsen, Thüringen, Berlin, Brandenburg und Mecklenburg-Vorpommern durch eigene Tagungen und Vorträge in den Bundesländern sowie durch Förderungen und Veröffentlichungen.

Vorstand

Dr. Uwe Czubatynski,
Präsident
Dr. Petra Dollinger,
Vizepräsidentin
Gabriele Bohl, Geschäftsführerin
Website: www.stiftung-mkr.de

Stiftungsrat

Dr. Michael Ludscheidt,
Vorsitzender

Stiftungsbeirat

vakant

Geschäftsstelle

Graurheindorfer Str. 79,
53111 Bonn
Tel. 0228-655138,
E-Mail: info@stiftung-mkr.de

Vertreter der Bundesländer im Stiftungsrat

Berlin

Prof. Dr. habil. Rudolf Bentzinger

Brandenburg

Dr. Kathrin Poege-Alder

Mecklenburg-Vorpommern

Dr. Uwe Förster

Sachsen

Manfred Linck

Sachsen-Anhalt

Dr. Michael Ludscheidt

Thüringen

Dr. Ulrike Kaiser

Mitteldeutsches Jahrbuch für Kultur und Geschichte

Herausgeberin und Redaktion:

Dr. habil. Gerlinde Schlenker

Bd. 32/2025, ab Februar 2025 lieferbar



**Stiftung
Mitteldeutscher
Kulturrat**

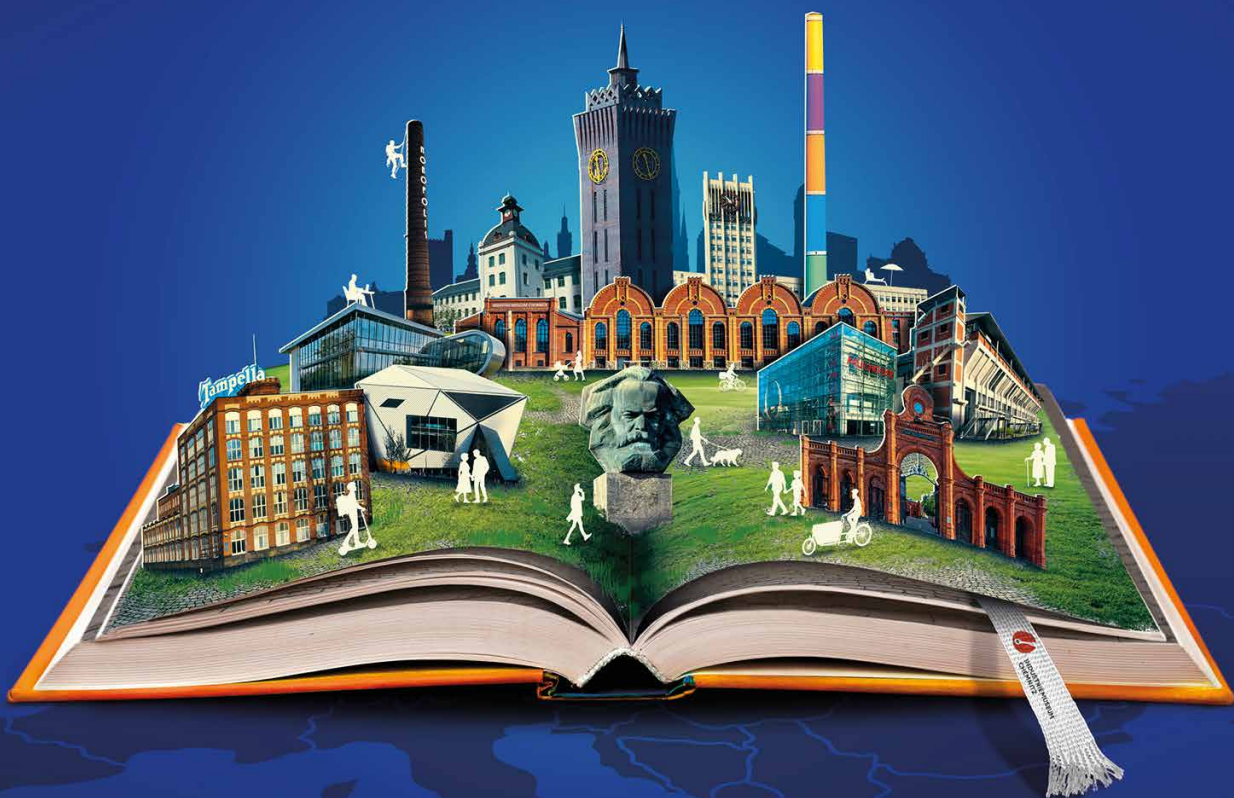
Traditionen und Neuentwicklungen in den Bereichen Kultur und Geschichte aufmerksam zu verfolgen und damit zum wechselseitigen Verständnis zwischen den alten und den neuen Bundesländern beizutragen, sollte ein gesamtdeutsches Anliegen sein, um damit die innere Einheit Deutschlands zu vertiefen.

Die Stiftung Mitteldeutscher Kulturrat beruht auf §29 Absatz 2 des Gesetzes zur Abwicklung der unter Sonderverwaltung stehenden Vermögen von Kreditinstituten, Versicherungsunternehmen und Bausparkassen vom 21. März 1972 (Bundesgesetzbl. I, S. 465) und §4 Ziffer 2d der Westvermögen-Zuführungsverordnung vom 23. August 1974 (Bundesgesetzbl. I, S. 2082).



TALES OF TRANSFORMATION

CHEMNITZ • GABROVO • ŁÓDŹ • MANCHESTER • MULHOUSE • TAMPERE



INDUSTRIEMUSEUM CHEMNITZ
25.04.25 — 16.11.25